



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2016

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Schwabe AG, Muttenz
Bezugsquelle: Archäologie Baselland
Amtshausgasse 7
CH-4410 Liestal
oder als Download:
www.archaeologie.bl.ch

© 2017 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Archiv der Archäologie Baselland.

Miteinander

«Hoffentlich kommt nichts zum Vorschein!» – Ein Stossgebet, das wir seitens einer Bauherrschaft *in spe* oft hören. In der Regel sind die Betroffenen dann schnell beruhigt. Die Einsätze der Archäologie sind gezielt und effizient. Meist sind die Boden- oder Bauforscher längst wieder vom Platz, bevor die eigentlichen Arbeiten für das Gebäude beginnen. Das Zauberwort dabei heisst «miteinander».

Sorgfältige, laufend aktualisierte Absprachen sind das A und O einer erfolgreichen Unternehmung. Bauherren müssen sich auf uns verlassen können – und umgekehrt. Wenn alle am selben Strick ziehen, haben am Schluss alle gewonnen. Das gilt auch für sämtliche anderen Kooperationspartner, sei es in Planung und Bauwesen, bei der Prospektion möglicher Fundstellen oder in Publikations- und Vermittlungsprojekten. Die Archäologie Baselland ist viel zu klein, als dass sie all die Ergebnisse, die sie Jahr für Jahr nicht ohne Stolz präsentiert, alleine stemmen könnte. Unser Dank gilt deshalb den zahlreichen Partnerinnen und Partnern, die mit ihrer Unterstützung so vieles möglich machen.

Einige arbeiten mit uns zusammen, weil sie müssen, andere aus privater Neugier. Doch auch hinter dem gesetzlich vorgeschriebenen «Muss» steht letztlich ein höheres Ziel im Interesse der Allgemeinheit: Gemeinsam wollen wir Kulturschätze heben, die undokumentiert zerstört würden, wenn sich niemand um sie kümmerte. Die Erforschung der eigenen Kultur ist keine Aufgabe von Einzelnen, sondern der Gesellschaft, die wissen will, woher sie kommt, um eine Ahnung zu erlangen, wohin die Reise gehen könnte.

Reto Marti
Kantonsarchäologe



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	14
Grabungen und Bauuntersuchungen	24
Fundabteilung	108
Konservierungslabor	122
Archäologische Stätten	136
Dokumentation und Archiv	154
Auswertung und Vermittlung	160
Zeittabelle	196



Jahresrückblick

Wissen Sie, wie viele Burgen es im Kanton gibt? Wir auch nicht so genau. Das liegt daran, dass nicht alle so gut erhalten sind wie Schloss Wildenstein oder die Ruinen Pfeffingen, Homburg oder Farnsburg. Einige sind schon seit Jahrhunderten verschwunden. Übrig bleiben Legenden, Flurnamen und im besten Fall eine archäologische Spur. Doch wer sagt uns, dass der Mauerrest auf einem Hügel tatsächlich mit jener sagenumwobenen Burg zu verbinden ist? Oder dass die im Sumpfgelände geborgenen Hölzer wirklich zu einem Weiherschloss gehörten? Ohne Ausgrabung ist das meist nicht zu entscheiden. Aber um auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen: 67 Burgstellen kennen wir sicher, gut 80 könnten es gewesen sein – ein grosses Potential, wenn man sich vor Augen hält, wie hoch die Bevölkerung den Besuch historischer und archäologischer Stätten schätzt, auch gemäss jüngsten Umfragen.

Ein Potential ganz anderer Art haben menschliche Skelette aus archäologischen Ausgrabungen. Nicht nur, weil wir in Gräbern früherer Zeiten sehr unmittelbar die Akteure von damals und ihre Grabriten erfassen; die Knochen selbst geben auch wichtige Auskünfte über Ernährung, Lebensqualität, Mobilität und Krankheiten – ein weites Forschungsfeld, beispielsweise für Langzeitstudien. Eine Kooperation mit der Universität Basel soll helfen, diesen Wissensschatz zu heben.

Wenn wir schon bei den Möglichkeiten sind: Die neuen grossflächigen Notgrabungen im Gutshof von Pratteln-Kästeli haben eine enorme Fülle an Beobachtungen und Funden ergeben, die unser Verständnis der römischen Landwirtschaft in der Region stark vertiefen werden. Da Stadt und Land in der Römerzeit eng miteinander verquickt waren, wie etwa die aktuelle Analyse der Mosaiken aus dem Gutshof von Munzach schön zeigt, haben diese Forschungen auch für Augusta Raurica grosse Relevanz.

Reto Marti

<

Die zwei Türme. Im Vordergrund reckt sich die «wiedererstarke» mittelalterliche Burg Pfeffingen der Winter- sonne entgegen, im Hintergrund bietet der hochmoderne Roche-Turm Paroli. Turmbauten standen seit jeher für Macht und Machbarkeit. Die prächtige Aufnahme gelang Franz Schweizer aus Bretzwil.

Neuentdeckungen der Extraklasse

Eindrücklich: Blick auf die 600-jährige, mit Lehm verkleidete und russgeschwärzte Giebel flechtwand, Innenansicht mit Rauchabzug.

Die Archäologie Baselland ist im Berichtsjahr bei der Untersuchung eines unscheinbaren Häuschens in MuttENZ auf das älteste bis dato bekannte, noch aufrecht stehende Wohnhaus der Basler Landschaft gestossen. Seine Bauhölzer wurden im Winter 1417/18 geschlagen.

Welcher Bauforscher träumt nicht davon, einmal ein historisches Gebäude zu entdecken, von dem mehr als nur ein paar Fundamente, Mauerteile oder Balkenstücke des Ursprungsbaus überliefert sind? Beim Gebäude an der MuttENZer Burggasse ging dieser Traum für einmal in Erfüllung: Alle wesentlichen Elemente, von der Grundschwelle bis zum First, sind soweit erhalten, dass sich das Gebäude und seine Raumstruktur aus dem späten Mittelalter nahezu vollständig rekonstruieren lassen.

Und nicht nur dies: Um 1603 wurden die Aussenwände mit einem steinernen Mauermantel umschlossen, vermutlich, weil die bodennahen Bauhölzer nach fast 200 Jahren morsch geworden waren. Dabei hat man nur diejenigen Holzteile ersetzt, die nicht mehr tragfähig waren. Der Rest wurde stehen gelassen und einfach ummauert – ein anschauliches Beispiel, um die im Spätmittelalter einsetzende «Versteinerung» ländlicher Wohnbauten zu verstehen!



Nicht minder verheissungsvoll verliefen die Notgrabungen im römischen Gutshof von Pratteln-Kästeli. Landgüter kennt man aus dem Umfeld von Augusta Raurica in etlicher Zahl. Von den wenigsten ist allerdings viel mehr als der ungefähre Standort bekannt. Die gut 12 000 Quadratmeter, die im Rahmen einer Notgrabung im Kästeliacker untersucht werden mussten, waren deshalb in mehrerlei Hinsicht gewinnbringend.

Zum einen sind derart grossflächige Untersuchungen wichtig, wenn man eine Anlage als Ganzes verstehen will. Hinzu kommt in Pratteln, dass der grösste Teil der Grabungen in der so genannten *pars rustica*, dem Wirtschaftsbereich des Gutshofs, stattfand. Der mag auf den ersten Blick weniger spektakulär erscheinen als die *pars urbana*, das Herrenhaus mit seinen Säulengängen, Mosaiken und beheizten Bädern. Genau betrachtet ist aber exakt dieser Sektor besonders spannend, weil hier die Landwirtschaft betrieben wurde, die letztlich die Prosperität des römischen Reiches garantierte. Schätzungen gehen davon aus, dass rund 90% der damaligen Bevölkerung in der einen oder anderen

Art im Agrarsektor tätig war. Nicht nur die spektakulären Funde – wie der goldene Fingerring, der landesweit für Schlagzeilen sorgte –, sondern auch die unscheinbaren archäobiologischen Reste, die es nun zu analysieren gilt, sind für die Forschung deshalb zentral.

In aller Munde: Der fundfrische Goldfinger-ring – nur eines der Highlights aus dem römischen Gutshof von Pratteln-Kästeli.



Die Burg als Freizeitort

Schloss Waldenburg,
nicht nur im Herbst ein
prächtiger Ausflugsort
(Tom Schneider).

Mit der aktuell laufenden Sicherung der Ruine Pfeffingen investiert der Kanton in ein kostbares Kulturerbe. Dass die Gelder gut angelegt sind, zeigt die grosse Resonanz beim Publikum. Vor einem Jahr wagte der Schreibende an dieser Stelle eine Hochrechnung anhand bekannter Zahlen,

wie viele Besucherinnen und Besucher sich alljährlich auf den zahlreichen Burgen der Region tummeln. Bei sehr konservativer Schätzung, ausgehend von den uns statistisch «zustehenden» 63 Sommer- und damit idealen Wandertagen, kamen wir auf eine Zahl von 160 000 Menschen jährlich.

Die frisch erhobenen Zahlen des kantonalen Amts für Statistik bieten einen neuen Ansatz: 71,9% der Baselbieterinnen und Baselbieter besuchen mindestens einmal pro Jahr eine Burg oder ein anderes historisches Monument – das ergibt bei 283 200 Einwohnern (Stand 2015) rein rechnerisch eine Zahl von 203 620 Personen pro Jahr. Unter den Jugendlichen und jüngeren Erwachsenen sind es sogar fast 80%, «Wiederholungstäter» noch gar nicht eingerechnet!

Diese erfreulichen Zahlen beweisen, dass die Pflege der Burgen und Ruinen im Kanton einem echten Bedürfnis entspricht. Tragen wir Sorge dazu, so dass auch künftige Generationen an diesen einmaligen Geschichtszeugen ihre Freude haben!



Was von uns übrig bleibt

Vor 60 Jahren haben sich naturwissenschaftliche Kuratoren aus den Kantonen Aargau, Baselland, Bern, Graubünden, Solothurn, St. Gallen und Thurgau zusammengetan, um sich eines immer drängenderen Problems anzunehmen: den auf Ausgrabungen geborgenen menschlichen Skelettresten. Man gründete die «Interkantonale Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung anthropologischer Funde», kurz: IAG.

Später kamen weitere Kantone hinzu, andere zogen sich zurück, doch der Leitgedanke blieb bestehen. Heute vereinen Aargau, Baselland, Freiburg, Graubünden, St. Gallen und Schaffhausen gegen 60 000 Skelette aus mehreren Jahrtausenden. Da die lange in Aesch im zweiten Untergeschoss einer Turnhalle eingelagerten Bestände dringend einer besserer Unterbringung bedurften, entschlossen sich die Partnerkantone für eine Vorwärtsstrategie: Zusammen mit einem neuen Lager wurde eine Kooperation mit einer etablierten wissenschaftlichen Institution gesucht – und mit der Universität Basel gefunden.

Mittlerweile ist in Bottmingen ein neues Lager bezogen, und die Uni hat die zugehörigen Büros eingerichtet. Die Sammlung soll nun vermehrt in Lehre und Forschung integriert werden und dabei von modernsten Analyseverfahren profitieren, die im universitären Umfeld möglich sind.

Ordnung herrscht im neuen Lager der IAG in Bottmingen, wo fast 60 000 menschliche Skelette aus Ausgrabungen archiviert sind.



Eigenartiges Rechtsverständnis

Das Urteil des Strafgerichts hat für mediale Aufmerksamkeit gesorgt: Basellandschaftliche Zeitung vom 13. Oktober 2016.

Dass der Kanton Basel-Landschaft beziehungsweise die Archäologie Baselland durchaus bereit ist, mit ehrenamtlichen Mitarbeitern auf einer seriösen Basis zusammenzuarbeiten, hat sich mittlerweile herumgesprochen. Über die Erfolge dieser fruchtbaren Zusammenarbeit nach verbindlichen

Regeln informieren wir Jahr für Jahr. Vor allem Fundstellen ausserhalb der Bauzonen profitieren von den systematischen Kontrollen der Freiwilligen.

Anders verfahren wir mit Raubgräbern und Hehlern: Wer nicht mit der kantonalen Fachstelle kooperiert und auf eigene Faust archäologische Funde sammelt, handelt gegen das Gesetz. Wer mit solchen Objekten sogar noch Handel treibt, muss mit weitreichenden Sanktionen rechnen.

Antike Münzen kommen Hehler teuer zu stehen

Strafgericht Ein 31-jähriger Mann aus dem Baselbiet wurde wegen gewerbmässiger Hehlerei verurteilt, weil er jahrelang antike Schätze und Gegenstände aus illegalen Grabungen vertrieben hatte.

VON PATRICK RUDIN

«Ihre Rechtsauffassung ist schlicht und einfach falsch», las Gerichtspräsidentin Jacqueline Kiss dem Angeklagten die Leviten. Vergangene Woche (bz vom Donnerstag) hatte dieser erklärt, Funde im Boden seien «herrenlos», deshalb habe er nichts illegales getan. Das Baselieter Strafgericht in Muttenz sah es gestern anders: Abgesehen von kleinen Details fällt es einen Schuldspruch im Sinne der Anklage und verurteilte den



Über 14 000 antike Münzen stellten die Behörden in diesem Fall sicher.

ansieht, spielt das letztlich aber auch keine so grosse Rolle mehr», kommentierte Kiss die Deliktsumme.

Lob für die Staatsanwaltschaft

Die Verteidigerin hatte vergeblich argumentiert, es sei nicht völlig klar, dass der Mann selbst alle Fundgegenstände selber gekauft und ausgeführt hätte. Auch habe er manche Objekte gutgläubig erworben. Das Gericht sah das anders: Seine Geldbezüge passten zeitlich klar zu den Käufen, und als Verkäufer habe er auch immer betont, dass er ohne Zwischenhändler arbeite. «Er hatte einschlägige Erfahrungen, er war kein Laie, und er handelte mit direktem Vorsatz. Er hat gewusst, dass die Objekte aus einer verbotenen Quelle stammen», sagte Jacqueline Kiss.

Das Gericht betonte, es gehe hier um Kulturgüter der Allgemeinheit, aber auch um die Zerstörung des wissenschaftlichen Kontextes und der For-

land begangene Straftaten in der

Mit dem Urteil des kantonalen Strafgerichts schliesst im Berichtsjahr der Fall eines Baselieters, der die Ermittlungsbehörden eine ganze Weile intensiv beschäftigt hatte. Dabei ging es weniger um eigene Raubgrabungen als um Hehlerei. Beim Zugriff konnte die Polizei 14 300 Münzen und rund 2500 antike Objekte sicherstellen, darunter etliche Fälschungen. Der damalige Student hatte diese mehrheitlich aus illegalen ausländischen Quellen erworben und mit Gewinn weiter verhandelt.

Bemerkenswert war die Auffassung des Angeklagten, Bodenfunde seien «herrenlos» und deshalb hätte er nichts Illegales getan – eine Argumentation, die sich auf einschlägigen Foren im Internet regelmässig findet. Ihre Vertreter übersehen allerdings, dass die Gesetzgebung von Bund und Kantonen diesbezüglich eindeutig ist. Und sie ergibt Sinn: Niemand kann sich ein Erbe eigenmächtig unter den Nagel reissen, und ein Kulturerbe, das der Allgemeinheit gehört, schon gar nicht. Es geht hier letztlich darum, einmalige und unersetzliche Quellen unserer gemeinsamen Geschichte vor privater Gier, die auf kurzfristigen Gewinn setzt, zu schützen und für die Nachwelt zu erhalten. Um nichts Geringeres.

«Ihre Rechtsauffassung ist schlicht und einfach falsch», meinte denn auch die Gerichtspräsidentin Jacqueline Kiss. Das Baselbieter Strafgericht verurteilte den Mann in Anbetracht seiner Jugend zu einer bedingten Gefängnisstrafe von 24 Monaten.

Ausserdem hat er die Kosten für die aufwendigen Untersuchungen von über 100 000 Franken zu tragen.

Reto Marti

Ein Grosseinsatz der Kantonspolizei stellte tausende archäologische Objekte sicher (Bild Polizei Basel-Landschaft).





Sie könnten mit Ihrem Fund im Hardwald die Geschichte verändert haben: Die Muttenzer Primarschüler Alex, Luca und Andy (v.l.) zeigen auf die Fundstelle. FOTOS: ZVG/NIZ

Dass archäologische Entdeckungen jederzeit für eine Sensation gut sein können und unverrückbar geglaubte Weltbilder ins Wanken bringen ...

«Unentschieden»: Trennung der beiden Basel ist widerrechtlich

Sensationelles Dokument Die Schlacht an der Hülftenschanz kannte keinen Sieger

VON NICOLAS DRECHSLER

Muss die Geschichte der Region Basel umgeschrieben werden? Ein Fund in der Muttenzer Hard legt es nahe. Hier haben Kinder beim Spielen eine sensationelle Entdeckung gemacht. Unter einem halb ausgegrabenen Wurzelstock stiessen sie auf einen in Öltuch und Leder eingewickelten Zettel, den ein in der Nähe weilender aufmerksamer Waldarbeiter an sich nahm. «Erst wollten wir ihn einfach wegschmeissen», sagt Angelo Tschudi, zuständiger Abteilungsleiter beim Amt für Wald. «Aber die sorgsame Art der Verwahrung brachte uns dazu, den Fund abzugeben.» Schliesslich gelangte das Schriftstück zur Archäologie Baselland, wo man in helle Aufregung geriet.

Denn unterschrieben haben das Dokument Benedikt Vischer und Jakob von Blarer, die Kommandanten der städtischen respektive der Landschäftler Truppen nach der Schlacht an der Hülfenschanz. «Das ist ein sensationeller, ein epochaler Fund», sagt Kantonsarchäologe Reto Marti. Das Datum prangt ebenfalls auf dem kurzen Schriftstück: 3. August 1833, der Tag, an dem die Kantonstrennung militärisch besiegelt wurde. So jedenfalls die bisherige Geschichtsschreibung. Denn wirklich entscheidend ist der Text. Nur ein Satz, doch er ändert alles: «Wir einigen uns auf unentschieden», hielten die beiden Obristen fest.

Doch wie kam dieses wichtige Dokument in die Hard? Die Vermutung liegt nahe, dass er beim Überfall der Baselbieter auf die abziehenden Basler verloren gegangen ist. Hier, auf der Höhe von Muttenz, starb der ranghöchste Basler, der bei den Scharmützeln sein Leben verlor. Es war der Kommandant der Basler Artillerie, Lukas Landerer. Sein Tod wurde in der Zeit nach der Schlacht zu einem Martyrium verkürt, um ihn ranken sich diverse Legenden.

Warum schwiegen alle?

Ob er nun wirklich im Zweikampf mit dem Kommandanten der Landschäftler



«Es ist mir egal, was die beiden auf einen Zettel gekafelt haben.»

Ruedi Stohler Präsident des Vereins «Stolze Baselbieter»

Truppen, Jakob von Blarer, gefallen ist oder nicht, man wird es wohl nie erfahren. Und auch nicht, ob die Tötung Landerers mehr als nur eine weitere Tragödie auf dem Rückmarsch der Stadtbasler war, oder gar ein gezielter Anschlag, um ebendieses Stück Papier zurückzubekommen, das nun in der Hard gefunden wurde. Tat es von Blarer leid, dass er den Städtern ein Remis zugestanden hatte? Und wenn ja, warum schwieg Vischer über das Übereinkommen? Er, der das Kommando nie wollte über den fatalen Basler Aufmarsch. Schwieg er, weil er lieber eine ehrliche Niederlage als ein faules Unentschieden woll-

te? Auf die Historiker in den beiden Kantonen wird noch einiges an Arbeit zukommen.

Morin Präsident von Gesamtbasel

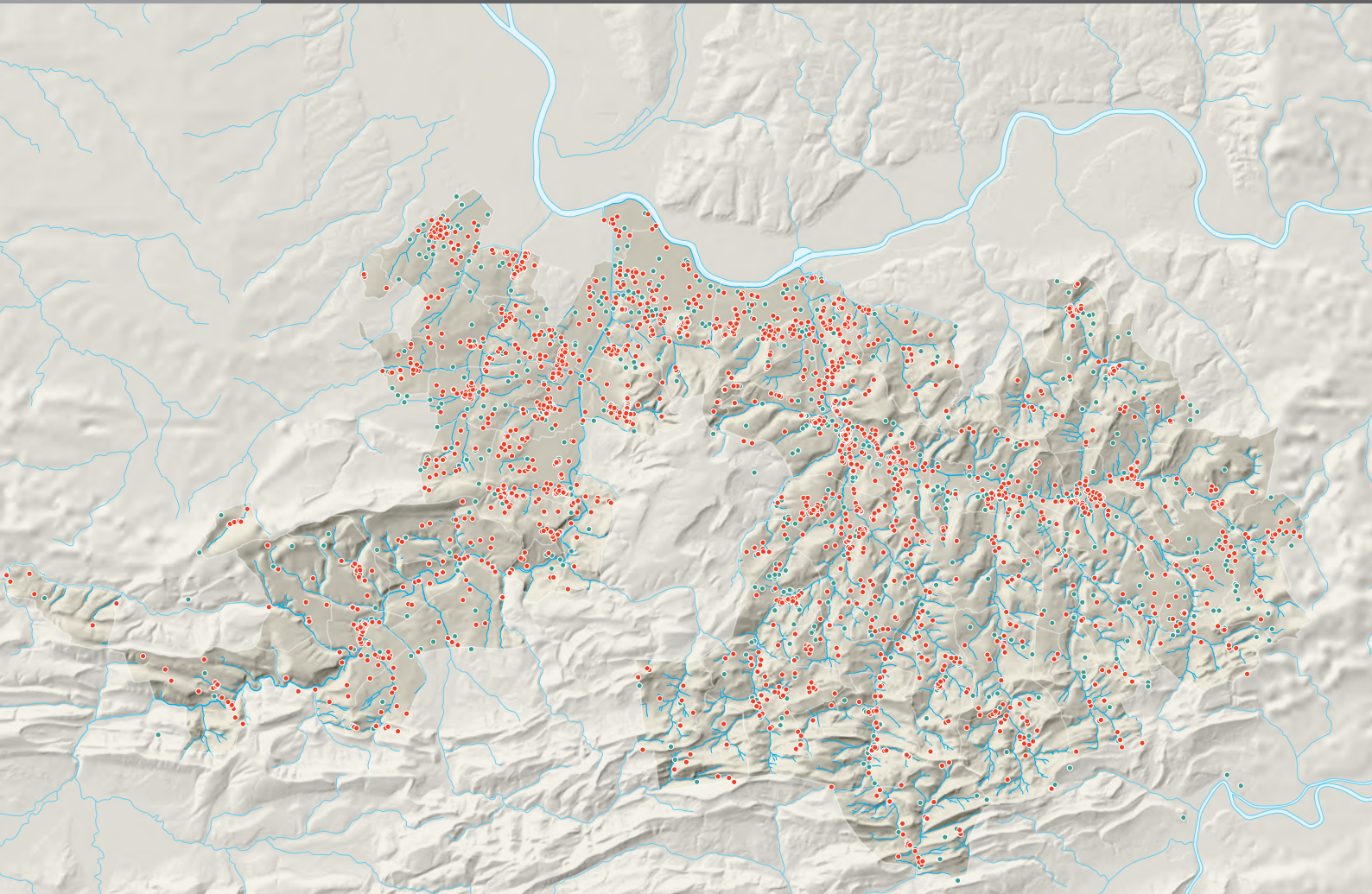
Auch für Juristen bedeutet der Fund viel Arbeit. Wenn die Schlacht mit einem Unentschieden endete, dann ist die ganze Kantonstrennung hinfällig. Die beiden Basel wurden eigentlich gar nie getrennt, die Wiedervereinigungsbestrebungen fussten auf völlig falschen Voraussetzungen. Und Guy Morin ist Regierungspräsident von Basel bis nach Ammel. Vom Böliche bis zur Chrischona. «Für diese Herausforderung trete ich gerne von meinem Rücktritt zurück», sagt Morin dazu. Ihm gefalle der Gedanke, einem Kanton vorzustehen, der mehr Grün zu bieten hat als die Schützenmatte.

Allerdings gibt es auch Stimmen in der juristischen Zunft, die dem Dokument absprechen, eine derartige Wichtigkeit zu besitzten. Die Baselbieter hätten sich ihren Kanton, also ihren Besitz, ersessen. Denn wer ein Gut über eine lange Zeit in seinem Besitz hat, ohne dass jemand darauf Anspruch erheben würde, dem gehört es irgendwann. «Schliesslich kommt auch niemand auf die Idee, den Vatikanstaat Italien zuzuschlagen, bloss weil man heute weiss, dass die Urkunde, die sogenannte Konstantinische Schenkung, eine Fälschung ist», sagt Paola Ridola, die Dekanin der juristischen Fakultät der Universität Rom.

Diese Meinung teilt auch Ruedi Stohler. Er ist zwar nicht Jurist, aber Präsident des Vereins «Stolze Baselbieter» und kämpft in dritter Generation gegen die Wiedervereinigung der beiden Basel. «Es ist mir egal, was die beiden auf einen Zettel gekafelt haben, wir bleiben unabhängig.»

Eine Kopie des historischen Schriftstückes, das mit grosser Sicherheit auch das Bundesgericht noch beschärfen wird, ist heute Vormittag zwischen 9 und 11 Uhr beim basiliensischen Zentrum (bz) an der Viaduktstrasse 42 zu besichtigen.

... daran gemahnte uns der nicht ganz ernst gemeinte Beitrag zum 1. April von Nicolas Drechsler in der Basellandschaftlichen Zeitung.



Fundstellen und Schutzzonen

Ende des Jahres 2016 enthielt die Fundstellendatenbank 3903 Dossiers, was einen Zuwachs von 130 Eintragungen gegenüber dem Vorjahr bedeutet. 95 Akten betreffen neue Fundplätze, der Rest wurde aus bereits vorhandenen separiert. In 24 Dossiers bereits bekannter Stätten kamen neue Informationen hinzu. Ein Grossteil der neuen Fundstellen wurde durch die Dokumentation von Bodeneingriffen oder von Umbauten historischer Gebäude erfasst. Dies ist als Erfolg der gezielten archäologischen Überwachung von Baumassnahmen zu werten.

Weitere Einträge sind der Durchsicht historischer Quellen aller Art, routinemässigen Kontrollen durch die Archäologie Baselland und gezielter Luftbildprospektion zu verdanken. Schliesslich sind Fundstellen hervorzuheben, die von ehrenamtlichen Mitarbeitern der Archäologie Baselland und von aufmerksamen Bürgerinnen und Bürgern gemeldet wurden.

2017 ist eine neue Schutzzone hinzugekommen, so dass deren Gesamtzahl nun auf 782 gestiegen ist. Wie immer gilt es parallel dazu abzuklären, ob durch die neuen Dossiers weitere Schutzzonen definiert werden müssen oder ob sie Auswirkungen auf den Perimeter bereits vorhandener haben.

Den Bauherren, Architekten und Bauleuten, die in ihren Projekten eine fachgerechte archäologische oder baugeschichtliche Untersuchung ermöglicht haben, aber auch den vielen engagierten Sammlern und Forschern, die dazu beitragen, das Wissen über das kulturelle Erbe unseres Kantons zu erweitern und zu bewahren, gebührt unser herzlicher Dank.

Michael Schmaedecke

<

Die Karte zeigt sämtliche bekannten archäologischen Fundstellen des Kantons Basel-Landschaft (ausserhalb der Römerstadt Augusta Raurica).

Baustellenkontrolle

Überwachung eines Baugrubenaushubs an der Erzenbergstrasse in Liestal. Hier konnte der Verlauf der römischen Wasserleitung dokumentiert werden.

Die Überwachung von Bauprojekten vor Ort durch das Ressort «Archäologische Stätten» ist mittlerweile ein wichtiges Standbein der Archäologie Baselland. Auch wenn es längst nicht in jedem Fall zur Grabung kommt, liefern die dabei dokumentierten Beobachtungen wichtige Erkenntnisse beispielsweise zur Beschaffenheit des

Untergrunds. Zuweilen gelangen auch spektakuläre Entdeckungen für die internationale Forschung wie etwa das Stück Wiese, das 1295 durch einen Erdbeben bei Niederdorf überdeckt wurde (s. Jahresbericht 2014, 56–59). Der äusserst seltene und wertvolle Befund wurde 2016 an einem Archäobotanikerkongress in Paris vorgestellt und gefeiert.

Doch auch in weniger spektakulären Fällen haben sich die 91 Einsprachen bei insgesamt 2128 kontrollierten Baugesuchen im Jahr 2016 gelohnt. Dank der zumeist sehr guten Zusammenarbeit mit den Bauherrschaften und Projektleitern liessen sich bei 17 der 96 untersuchten Baustellen archäologische Befunde sicherstellen und vor der Zerstörung dokumentieren. So wurde unter anderem der definitive Verlauf der römischen Wasserleitung entlang der Erzenbergstrasse bestätigt oder ein gut erhaltenes Frauengrab aus dem 7. Jahrhundert geborgen (s. Seite 52–55).

Die Projekte, die durch die Baustellenkontrolle begleitet werden, sind sehr abwechslungsreich und



stellen die Archäologie Baselland immer wieder vor neue Herausforderungen. Sie reichten in diesem Jahr von der Umlegung der Transitgasleitung in Reigoldswil über das mehrjährige Bauprojekt eines Mehrfamilienhauses in Laufen bis zur Untersuchung des Bodens beim Bau von Einfamilienhäusern. Bei 46 der begleiteten Projekte wurde die Einsprache schon in den Vorjahren getätigt.

Um den Auftrag der Archäologie Baselland, Befunde zu dokumentieren und vor der Zerstörung und dem Vergessen zu bewahren, gewährleisten zu können, ist die Baustellenkontrolle darauf angewiesen, dass die Auflage, Erdarbeiten schriftlich zu melden, wahrgenommen wird. Das war erfreulicherweise bei 96 % der Bauherrschaften der Fall. Elf Bauprojekte wurden ohne Einsprache begleitet, da diese im Amtsblatt nicht als Baugesuch veröffentlicht werden. Es handelte sich dabei um Fälle, die auf Hinweis anderer Kontrollinstanzen an die Archäologie Baselland gelangen, wie zum Beispiel durch das Starkstrominspektorat bei der Neuverlegung von Leitungen. Weiter wurden insgesamt 24 Stellungnahmen im Rahmen von Meliorationen,

Zonenplanungen im Siedlungs- oder Landwirtschaftsbereich und Umweltverträglichkeitsberichten vorgenommen. Dank den frei zugänglichen Informationen im Internet können Grundstückseigentümerinnen und -eigentümer aus den Angaben im Zonenplan ersehen, ob ihre Parzelle innerhalb einer archäologischen Schutzzone liegt. In

Reigoldswil, Aushub eines Grabens für die Transitgasleitung im Bereich eines historischen Verkehrsweges.



Im Bereich der Kirche
St. Jakob von Sissach
kamen verlagerte
menschliche Knochen
zum Vorschein.

den Gutachten zu den Zonenplanungen werden Angaben zu ihrem Schutz gemacht und dass bei Erdarbeiten die Bewilligung durch die Archäologie Baselland einzuholen ist. So müssen auch die Tiefbauarbeiten der Gemeinden der Archäologie Baselland gemeldet werden. Leider herrscht hier noch Nachholbedarf, worauf die Archäologie

Baselland an einer Tagung der kantonalen Bauverwalterkonferenz in einem Vortrag hinwies.

Auch die Bauuntersuchungen bilden einen wichtigen Bestandteil des Leistungsauftrages der Archäologie Baselland. Seit nunmehr elf Jahren ist die archäologische Bauforschung in einem eigenen Ressort organisiert und hat mit der Erforschung der Baselbieter Baukultur einen wertvollen Wissenstank befüllt. Sie ergänzt die durch Grabungen gewonnenen Erkenntnisse zur Regionalgeschichte und liefert Einsichten in vergangene Wohnkulturen, Lebensweisen und das Bauhandwerk.

Bereits ein einzelner Bauteil kann ein aussagekräftiger Geschichtszeuge sein und kulturhistorische Spuren tragen, Zeitgeist widerspiegeln und Wandel dokumentieren. Gebäude werden vor und während des Umbaus, einer Sanierung oder ihres Abrisses dokumentiert mit dem Ziel, ihre «Anatomie» und «Biografie» zu erkennen und zu verstehen. Nach den Kürzungen im Berichtsjahr stehen für diese Aufgabe noch 1,5 Stellen zur Verfügung.



Im Jahr 2016 wurden 19 Bauuntersuchungen durchgeführt und abgeschlossen. 7 weitere Projekte ziehen sich ins Folgejahr. Dokumentiert wurden die unterschiedlichsten Konstruktionsarten (Steinbau, Fachwerk, reiner Holzbau), Bauwerke mit verschiedenen Funktionen (Wohnen, Handwerk, Landwirtschaft, Mehrzweck, Bewässerung) aus diversen Siedlungskontexten (Stadthaus, Bauernhaus, Mühle, Hospiz, Feldscheune, Aussiedlerhof, Translozierung) und Jahrhunderten (1418–19. Jahrhundert).

Erfreulicherweise gehen vermehrt Hinweise von Dritten über historisch spannende und für die Forschung relevante Bauobjekte ein. Hinzu kommen eigene Beobachtungen über spezielle Gebäudepartien und Ausstattungselemente, die zwar keine Bauuntersuchung nach sich ziehen, im Hinblick auf zukünftige Projekte aber dennoch aufgenommen werden. Dazu wurde der Begriff des ‚bauhistorischen Hinweises‘ eingeführt, unter dem sämtliche spannenden Vermerke systematisch in der Datenbank erfasst werden und damit auch der

Forschung zur Verfügung stehen. Im Jahr 2016 haben wir 30 solcher Hinweise in der Fundstellendatenbank aufgenommen.

Bericht: Simone Kiefer und Anita Springer

Gemeinsam mit dem Geoarchäologen Philippe Rentzel wurde der ehemalige Wassergraben aussen an der Laufener Stadtmauer dokumentiert.



Max Martin (1939–2016) – ein grosser Forscher hat uns verlassen

Wie es begann ...
Max Martin (dritter von links) in jungen Jahren unter Theodor Strübins «Munzachbuben» auf der Grabung im römischen Gutshof bei Liestal.

Der in Füllinsdorf geborene und in Lausen aufgewachsene Archäologe Prof. Dr. Max Martin darf ohne Übertreibung als einer der ganz Grossen seines Fachs bezeichnet werden. Kein anderer hat die Archäologie der Spätantike und des Frühmittelalters und die damit verbundenen methodischen Ansätze in der Schweiz derart stark geprägt.

Doch auch im internationalen Umfeld sorgten seine Arbeiten, die auf einer enormen, ganz Europa umfassenden Materialkenntnis beruhten, für Aufsehen. So stammen aus seiner Feder nicht nur wichtige Grundlagen zur Chronologie, Sachkultur und Kulturgeschichte der Epoche. Er hat sich auch mit Bestattungssitten in Italien, der frühen Reichsbildung der Franken im nördlichen Gallien, der Böhre des angelsächsischen Königs Redwald oder der Chronologie der awarenzeitlichen Gräber in Ungarn befasst – um nur ein paar Beispiele zu nennen.

Als Professor für frühgeschichtliche Archäologie wirkte er von 1983 bis zu seiner Pensionierung 2003 an der Ludwig-Maximilian-Universität in München. Daneben war er korrespondierendes Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts, Mitinitiant der «Association française d'archéologie mérovingienne» und Teil einer Forschergruppe, welche die *Transformation of the Roman World* untersuchte, ein Projekt der *European Science Foundation* und sicher eines der grössten und ambitioniertesten Forschungsunterfangen der letzten Jahre zu



Spätantike und Frühmittelalter. 1997/98 hat er das Gesamtkonzept der grossen internationalen Landesausstellung über die Alamannen mitentworfen, die unter dem hohen Patronat der damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog und Arnold Koller in Stuttgart, Zürich und Augsburg gezeigt wurde.

Das Werk Max Martins hinterlässt aber auch in der Region Basel nachhaltige Spuren. So amtierte er von 1972 bis 1983 als Direktor des Römermuseums in Augst. Mit der Gründung der Reihe «Forschungen in Augst», die heute über 50 Bände umfasst, nahm er dort die herkulische Aufgabe in Angriff, das grösstenteils unpublizierte Fundmaterial der Koloniestadt für Wissenschaft und Öffentlichkeit zu erschliessen. Zu den herausragenden Werken dieser Zeit gehört die wissenschaftliche Bearbeitung und Veröffentlichung des berühmten Silberschatzes von Kaiseraugst, die Martin sehr am Herzen lag.

Da war aber auch sein Engagement an der Universität Basel, wo er sich 1981/82 habilitierte und ganze Generationen von Studierenden bis

zum Abschluss, die meisten – darunter auch den Schreibenden – sogar bis zur Dissertation begleitete. Martins Seminare, die geprägt waren von seinem riesigen Wissen, seiner stupenden Kombinationsgabe und einer guten Prise Humor, bleiben unvergesslich. Dabei waren all seine Forschungen, an denen er die Studierenden teilhaben liess, stets

**Max Martin,
1939–2016.**



Die Kirche fernab des Dorfes Lausen: Mit der Entdeckung des Ortes «Bettenach» lieferte Max Martin die Erklärung für die ungewöhnliche Lage.

Mittel zum Zweck: Im Fokus standen die Menschen von damals und heute, um deren Lebenswelten es ihm ging.

Sein archäologisches Engagement in der Region geht jedoch viel weiter zurück. So gehörte er zu den legendären «Munzachbuben», die unter der

Leitung des Lehrers und nebenamtlichen Altertumsforschers Theodor Strübin in den 1950er Jahren grosse Teile des römischen Gutshofs bei Liestal freilegte (s. Seite 168–175). In seiner Lausener Zeit sammelte er auf den Äckern rund um das Dorf Steinwerkzeuge und Scherben. Ein besonderes Augenmerk galt dabei dem Friedhof bei der Kirche, die damals noch weitgehend frei stand, weitab vom alten Ortskern. Martin durchsuchte jeden Erdhaufen und kletterte in jede frisch ausgehobene Grabgrube, um die Funde zu bergen und die Schichten zu dokumentieren, die dabei zum Vorschein kamen.

Auf diese Weise entdeckte er den römisch-mittelalterlichen Ort «Bettenach», zu dem die Kirche ursprünglich gehörte und dessen Untergang um 1200 die Erklärung liefert, weshalb das heutige Gotteshaus nicht im Dorf Lausen steht. Bis in jüngste Zeit waren Kirche und Siegristenhaus durch Felder und die Ergolz vom Dorf getrennt, wie eine Fotografie der Zeit um 1900 von Her-



mann Peter, die heute in im Ortsmuseum Lausen aufbewahrt wird, schön veranschaulicht. Systematische Grabungen vor allem in den 1980er- und 1990er-Jahren haben im Umfeld der Kirche eine bedeutende Siedlung aufgedeckt, unter anderem wohl einen frühmittelalterlichen Herrenhof (s. Jahresbericht 2014, 44–51). Die Fundstelle gilt weit über die Kantonsgrenzen hinaus als Referenz für Fragen zur antik-frühmittelalterlichen Siedlungskontinuität in einer Grenzregion des ehemaligen römischen Reiches.

Im Dezember 2016 ist Max Martin nach langer, kräftezehrender Krankheit verstorben. Es spricht für seine Verbundenheit mit der Region, dass er sich in jüngster Zeit noch dafür eingesetzt hat, dass seine Fachbibliothek, die rund fünf Jahrzehnte Forschung widerspiegelt, zu grossen Teilen erhalten bleiben kann. Sie ist mittlerweile in der Kantonsbibliothek Baselland untergebracht und bestens erschlossen (s. Seite 158 f.). Sein beeindruckendes, auf jahrzehntelangen Quellenstudien und





Museumsbesuchen basierendes Privatarchiv ist heute bei der Archäologie Baselland eingelagert.

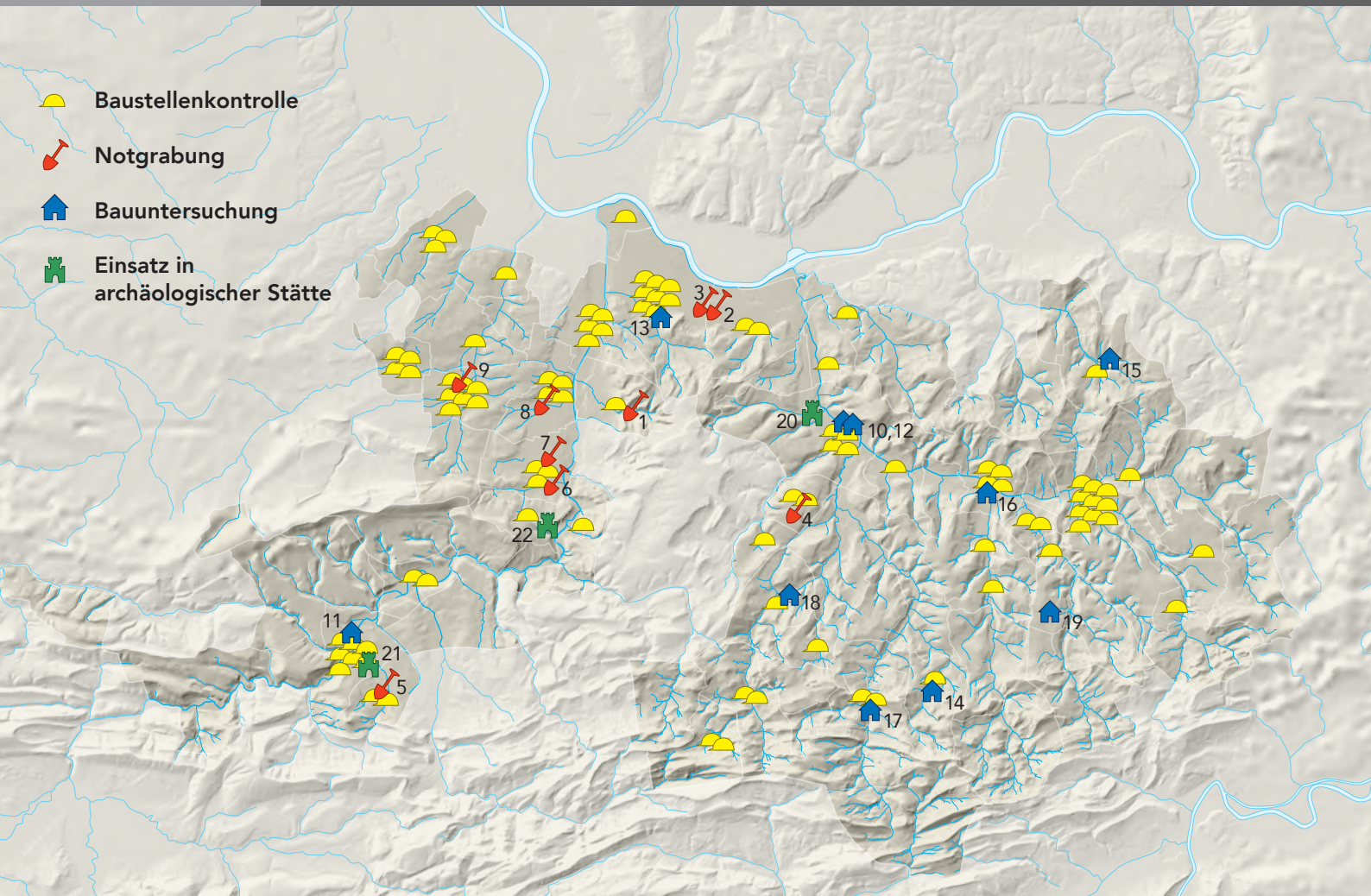
Die regionale Geschichtsforschung verdankt Max Martin ein reiches Erbe. Requiescat in pace!

Bericht: Reto Marti

Der Meister in seiner privaten Fachbibliothek, deren wichtigste Teile heute in der Kantonsbibliothek Baselland integriert sind.



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Der Landwirtschaftsbereich eines römischen Gutshofs, der nach über 1600 Jahren über Tausende von Quadratmetern wieder offen daliegt, Spuren aus der Frühzeit der Dörfer in Reinach, Aesch und Therwil, neue Beobachtungen zur Befestigung zweier mittelalterlicher Städte, das älteste Wohnhaus im Hinterland von Basel – das Grabungs- und Bauforschungsteam der Archäologie Baselland kann einmal mehr auf eine schöne Palette spannender Neuentdeckungen zurückblicken.

Bemerkenswert ist, wie erstaunlich reibungslos unsere Equipe Jahr für Jahr ihr riesiges Arbeitspensum abwickelt. Das «Streamlining» der letzten Jahre, die konsequente Optimierung der Arbeitsprozesse vom Ausgraben und Freilegen über das Zeichnen, Vermessen und Fotografieren bis zur Inventarisierung, Restaurierung und Archivierung, unter grösstmöglichem Einsatz technischer Hilfsmittel, hat sich gelohnt. Die Archäologie Baselland verfügt heute über ein kleines, aber feines und maximal effizientes Team.

Allen Bauherrschaften, Architekten, Bauführern und helfenden Händen gilt auch dieses Jahr unser herzliches Dankeschön für ihre wertvolle Unterstützung und ihr Verständnis für unsere Arbeit, die wir im Interesse und Auftrag der Öffentlichkeit durchführen.

Reto Marti

<

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2016 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Arlesheim, Ermitage (Urgeschichte, Mittelalter)
- 2 Pratteln, Kästeliweg (Römerzeit)
- 3 Pratteln, Baslerstrasse 99 (Römerzeit)
- 4 Seltisberg, Sophie Gerster-Weg (Römerzeit)
- 5 Wahlen, Laufenstrasse (Römerzeit)
- 6 Aesch, am Hübeli (Römerzeit, Frühmittelalter, Mittelalter)
- 7 Aesch, Grienweg (Frühmittelalter)
- 8 Reinach, Schulgasse 1 (Urgeschichte, Frühmittelalter)
- 9 Therwil, Oberwilerstrasse (Mittelalter)

Bauuntersuchungen

- 10 Liestal, Zeughausgasse 33
- 11 Laufen, Viehmarktgasse
- 12 Liestal, Rathausstrasse 68
- 13 MuttENZ, Burggasse 8
- 14 Bennwil, Hauptstrasse 38
- 15 Buus, Zuzgerstrasse 9
- 16 Sissach, Hauptstrasse
- 17 Oberdorf, Hauptstrasse 54
- 18 Ziefen, Kirchgasse 9
- 19 Wittinsburg, Oberdorfstrasse 4

Einsätze in archäologischen Stätten

- 20 Liestal, Munzach
- 21 Laufen, Müschhag
- 22 Pfeffingen, Burg

Baustellenkontrollen

Aesch: Grienweg 3, Hauptstrasse, Ulmenweg
Allschwil: Blumenweg 19, Lettenweg 16, Lützelbachweg
Arboldswil: Sodweg
Arlesheim: Im oberen Boden 4
Bennwil: Herrenmattweg
Biel-Benken: In der Blegi, Langgartenstrasse, Schulgasse, Steinackerweg
Binningen: Schlossrebenrain
Birsfelden: Rütthardstrasse
Buus: Laigweg 14
Diepflingen: Sommerauweg 14
Duggingen: Oberdorf 15
Füllinsdorf: Bodenacher
Gelterkinden: Ergolzstrasse 3, Höldeliweg, Moosweg 8, Rickenbacherstrasse, Schützenhausweg, Schweienring 8, Staffelenweg 25, Zelgwasserweg (3×)
Giebenach: Im Zettel
Kilchberg: Haldenweg
Laufen: Amtshausgasse (2×), Langhagweg 7, Maiersackerweg (2×), Viehmarktgasse, Wahlenstrasse 4

Lausen: Unterdorfstrasse 56
Lauwil: Ulmet-Bogental, Unterer Sankt Romay
Liestal: Erzenbergstrasse (2×), Heidenlochstrasse, Wiedehubstrasse
Lupsingen: Im Jägeracker
Münchenstein: Gartenstadt, Göbliweg 5, Gustav-Bay-Strasse 3, Hardstrasse 25, Jakobsweg
Muttenz: Feldrebenweg 59, Fulenbachweg 3, Kriegackerstrasse 15, Lachmattstrasse, Pfaffenmattweg, Rössligasse, Stettbrunnenweg, Untere Brieschhalden
Oberdorf: Neumattstrasse 15, Unterer Dürimattweg
Oberwil: Kummelenstrasse 10
Ormalingen: Baumgartenweg
Pfeffingen: Baumgartenweg
Pratteln: Industriestrasse 16a, Kästeliweg
Reigoldswil: Dorfplatz, Umlegung Gasleitung
Reinach: Bohnackerweg 7, Landererstrasse 7, Rebgasse 4–6, Schulgasse 5

Seltisberg: Im Winkel 15, Sophie-Gerster-Weg
Sissach: Gottesackerweg, Rheinfelderstrasse, Römerweg 9, Schulgasse (Kirche)
Tenniken: Sangetenweg
Therwil: Blauenweg 7, Buchenrain (3×), Frooloo (Starkstromleitungen), Kirchenrain 6–10, Mühleweg 19a
Thürnen: Grabackerstrasse 40, Radweg
Wahlen: Grindelstrasse, Laufenstrasse
Wenslingen: Leimenweg
Ziefen: Grubenackerweg
Zunzgen: Schulgasse
Zwingen: Strängefeld-Sonnenrain, Kugelweg

Arlesheim, Ermitage: aufgeschoben ist nicht aufgehoben ...

Will man Landschaften und ihre Nutzung durch den Menschen in früheren Zeiten rekonstruieren, sind Feuchtbiotope besonders wertvoll. In der Regel bestehen diese schon sehr lange, und dank der Einlagerung unter Luftabschluss haben organische Reste erhöhte Chancen auf Erhaltung. Die eingeschlossenen Pflanzenreste und Blütenpollen

erlauben Rückschlüsse auf die Umwelt früherer Zeiten. Mit etwas Glück lässt sich an den archäobotanischen Resten, die sich in einer datierbaren Schichtabfolge abgelagert haben, recht zuverlässig aufzeigen, wie sich das Klima und die Vegetation in der Region entwickelte, in welchen Zeiten zum Beispiel gerodet wurde oder wann welche Kulturpflanzen angebaut wurden.

**Arlesheim, Ermitage.
Geologische Bohrungen im Damm des mittleren Weiher.**

Im Falle der Ermitage bei Arlesheim kann man davon ausgehen, dass die Weiher mindestens seit dem hohen Mittelalter bestanden, da wohl seit der Gründung der Burg Birseck um 1240 mit einer zugehörigen Mühle im Tal zu rechnen ist. Zahlreiche prähistorische Spuren, die bis in die Altsteinzeit zurück reichen, geben sogar zur Hoffnung Anlass, dass in den Feuchtböden im Talgrund Reste erhalten sind, die Informationen bis weit in die Urgeschichte zurück liefern.

Da die Weiher der Ermitage neu der Stauanlageverordnung des Bundes unterliegen, musste die Standfestigkeit ihrer Dämme nachgewiesen werden. Dazu waren in allen drei Stauwehren Kern-



bohrungen nötig, die dank des Entgegenkommens des leitenden Geologen Thomas Dietler archäobotanisch beprobt werden konnten.

Schon ein erster Blick auf die geborgenen Bohrkernkerne hat leider gezeigt, dass die ursprüngliche Oberfläche unter der Dammschüttung nur noch spärlich erhalten ist. Offensichtlich wurde das Terrain vor der Errichtung der Wehre abgegraben.

Pollen von Walnuss und Roggen bei gleichzeitigem Fehlen typischer Parkbäume verweisen die Proben ins Mittelalter oder in die frühe Neuzeit. Die verhältnismässig niedrigen Gehölzpollenanteile von rund 50% lassen auf eine ziemlich offene Landschaft mit Grünflächen schliessen. Gräser (*Poaceae*) und Sauergräser (*Cyperaceae*) dominieren und vermitteln zusammen mit der artenarmen Kräuterflora den Eindruck einer eher unproduktiven, stellenweise vernässten Umgebung, die – wie Weidezeiger (Spitzwegerich, Adlerfarn) und die Funde spezifischer Pilzsporen anzeigen – auch als Viehweide gedient haben dürften. Die besseren Böden wurden wohl für den Anbau von Roggen

und anderem Getreide genutzt. Um Genaueres zu erfahren, wären wohl gezielte Kernbohrungen aus dem Innern der Weiher notwendig.

Bericht: Reto Marti

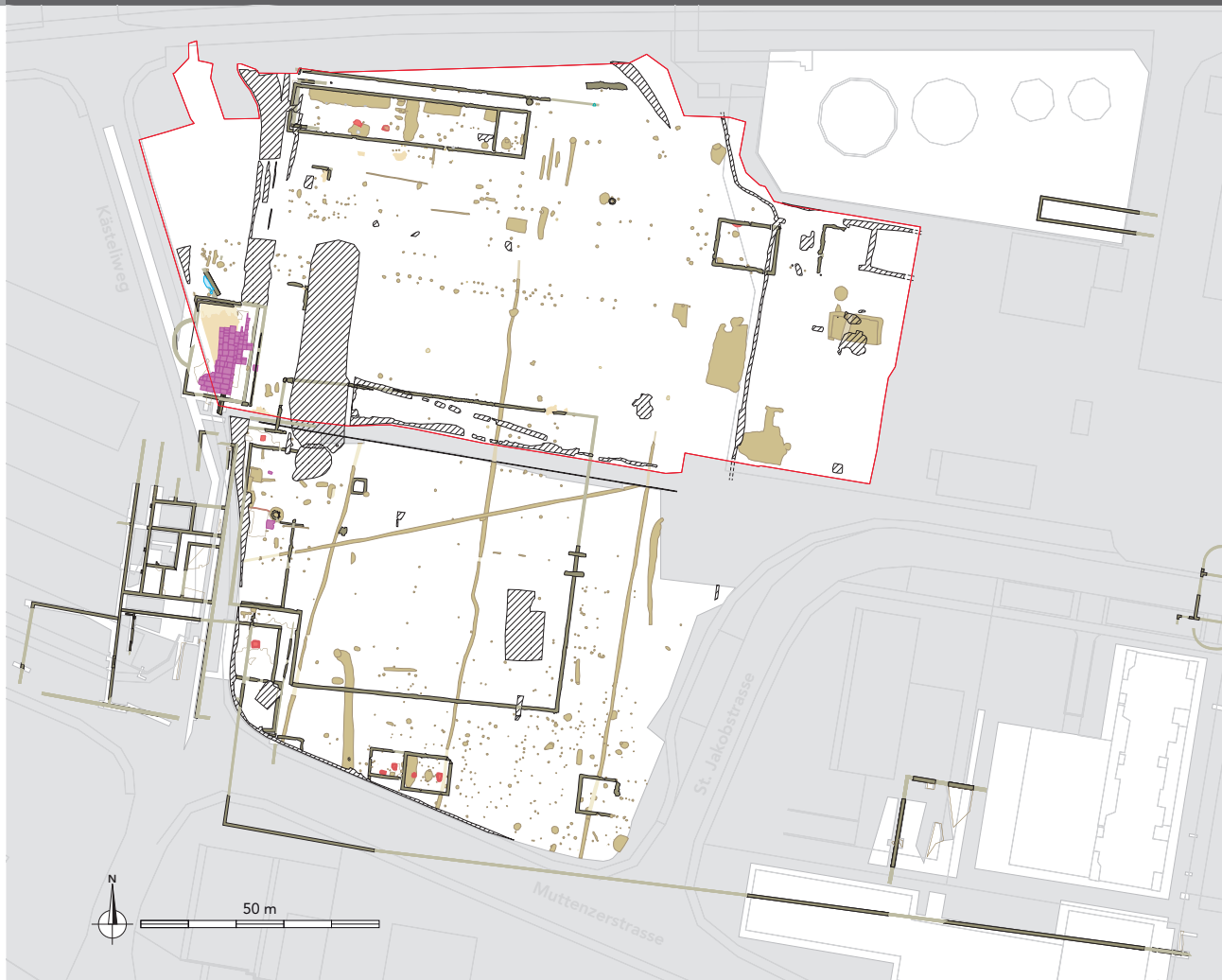
Analysen: Lucia Wick, IPNA Universität Basel
August 2016

Zwei zehn Meter lange
Bohrkerne aus dem
mittleren Damm, fein
säuberlich in Kisten
verpackt.



Pratteln, Kästeliweg.
Gesamtplan des
Gutshofs mit der 2016
neu hinzugekommenen
Fläche (rot). Auffällig
ist ein Bereich ohne
archäologische
Befunde im Nord-
westen der Parzelle.

-  Grube/Graben
-  Grube ungenau
-  Boden
-  Mauer erhalten
-  Mauer ergänzt
-  Ziegel
-  Feuerstelle
-  Sandstein
-  Wasser
-  Störung



Pratteln, Kästeliweg: Grossgrabung im römischen Gutshof

Der römische Gutshof Pratteln-Kästeli war schon im 18. Jahrhundert bekannt. Seit dem 19. Jahrhundert fanden immer wieder Ausgrabungen im Bereich dieser bedeutenden Anlage im Westen von Pratteln statt; letztmals im Jahr 2009, als eine rund 6500 Quadratmeter grosse Parzelle zwischen der St. Jakobstrasse und dem Kästeliweg untersucht wurde (s. Jahresbericht 2009, 34–42). In der damaligen Notgrabung wurden der östliche Abschluss des Herrenhauses (*pars urbana*) sowie Teile des Landwirtschaftsbereichs (*pars rustica*) der Villa freigelegt und dokumentiert.

Die aktuelle Ausgrabung befand sich direkt nördlich der 2009 untersuchten Parzelle und somit fast komplett ausserhalb der *pars urbana*. Lediglich die ganz im Südwesten des Bauperimeters befindlichen Reste eines repräsentativen Wasserbeckens, das vielleicht der Fischhälterung diente, dürften noch zum Herrenhausbereich gehört haben. Doch dazu später mehr.

Auslöser der Notgrabung war der geplante Bau eines Bürogebäudes und Werkhofes auf einer rund

12 000 Quadratmeter grossen Parzelle. Von früheren Untersuchungen war bereits bekannt, dass sich viele römische Funde in der Humusschicht befinden, die durch das Pflügen nach oben umgelagert worden waren. Aus diesem Grund wurde vor Beginn der Baggerarbeiten ein Grossteil des Areals

Suzan Afflerbach trägt die Verfüllung einer römischen Grube ab. Im Hintergrund ist der östliche Sodbrunnen zu erkennen.



Kleinbagger und Dumper waren unerlässlich, um die mächtigen Schuttschichten über dem grossen Nebengebäude fristgerecht abzubauen zu können.

systematisch mit dem Metalldetektor abgesucht. Dabei sind über 2000 Metallfunde dokumentiert worden.

Ende Mai begann die Baufirma mit dem von der Archäologie Baselland begleiteten Humusabstoss. Dies bedeutete gleichzeitig auch den Startschuss

für die Notgrabung, in der die gesamte Parzelle planmässig zu untersuchen war. In enger Koordination mit der Bauleitung wurde entschieden, welche Bereiche mit welcher Priorität freizulegen waren, um sie danach für die Bauarbeiten freigegeben zu können. So war es trotz der Grösse der Fläche möglich, Bauverzögerungen zu vermeiden. Die meiste Zeit arbeiteten die Archäologie Baselland und das Baugeschäft parallel auf dem Platz.

Die Arbeiten starteten zuerst im Süden der Parzelle, wo Reste der inneren Umfassungsmauer zum Vorschein kamen. Diese Mauer trennte vermutlich einen Garten, der noch zum Herrschaftsbereich der *villa* gehörte, vom Landwirtschaftsteil ab. Die Bereiche direkt nördlich und südlich derselben waren generell sehr arm an archäologischen Befunden. Es handelte sich offenbar um ein in der Römerzeit wenig überbautes Gelände, wobei zu bemerken ist, dass hier nur Strukturen erhalten blieben, die ursprünglich deutlich eingetieft waren.



Selbst von Mauern blieben nur unterste Fundamentlagen erhalten.

Im landwirtschaftlichen Bereich nördlich der inneren Umfassungsmauer deuten einige Pfostengruben auf Zäune hin, die möglicherweise Weideland für Pferde oder Rinder abgegrenzt haben. Zwei Nord-Süd verlaufende Grabenreste bildeten die Fortsetzung von Strukturen, die bereits 2009 erkannt wurden. Damals wurden sogar drei Gräben dokumentiert, die das Gelände in regelmäßigen Abständen durchzogen. Es handelte sich dabei um die frühesten römischen Befunde, die möglicherweise gezogen wurden, um das Areal zu parzellieren. Weiter gegen Norden, ungefähr in der Mitte der untersuchten Fläche, häuften sich plötzlich die Pfostengruben. Sie verliefen in der derselben Ausrichtung wie die steinernen Gebäude und besaßen teilweise beträchtliche Dimensionen: Die grössten hatten einen Durchmesser von knapp einem Meter und waren über einen Meter tief. Um die mächtigen, nun längst vergangenen

Holzpfeiler zu verkeilen, wurden in Einzelfällen Dutzende so genannter Keilsteine platziert. Die Gruben lassen sich kaum zu Grundrissen von Holzgebäuden rekonstruieren. Möglicherweise sind sie zum Teil auch massiven Zäunen, möglicherweise Pferdekoppeln, zuzuweisen, die im Laufe der Zeit immer wieder erneuert wurden.

Schnitt durch eine typische Pfostengrube. Der nun vergangene Holzpfosten wurde seitlich mit Kalkbruchsteinen und Geröllen verkeilt.



Am Nordende des Wasserbeckens zeigte sich dessen Zweiphasigkeit: links die jüngere Beckenmauer, Blick gegen Osten.

Im Südwesten der Grabungsfläche wurden die Reste eines Wasserbeckens freigelegt, dessen Boden mit Buntsandsteinplatten ausgelegt war. Der Fund kam nicht überraschend, war es doch bereits 1971 entdeckt und teilweise ausgegraben worden. Im Jahr 2006 wurde der Bereich ein weiteres Mal

im Rahmen einer Sondierung geöffnet, dann aber wieder zugeschüttet. Die Platten waren mittlerweile in einem sehr schlechten Zustand. Der Pflug hatte tiefe Furchen in den weichen Sandstein gezogen, und in weiten Teilen war der Belag bereits komplett wegerodiert. Der anschliessende Abbau des Beckens zeigte, dass dieses im Laufe seiner Nutzung erweitert worden war. Die ältere, innere Begrenzungsmauer hatte man dabei bis auf den Boden abgetragen. Die neue Mauer entstand rund einen Meter weiter nördlich. In dieser zweiten Phase des Beckens besass dieses die beachtlichen Innenmasse von 14×20 Metern. Das Wasser wurde in einem Kanal aus Buntsandstein am Nordende abgeführt.

Im Osten der Parzelle fand sich der komplett erhaltene Grundriss eines Nebengebäudes. Das 13×10 Meter grosse Gebäude war ursprünglich mit Ziegeln gedeckt und diente möglicherweise als Werkstatt. Wenig östlich davon kam ein L-förmiges Fundament aus Geröllen zum Vorschein,



das wahrscheinlich zu einem einfachen Unterstand aus Holz gehörte. An zwei weiteren Orten im Bereich der *pars rustica* wurden ähnliche Fundamente ausgegraben. Spektakulär ist der Fund einer rund 6×11 Meter grossen rechteckigen, mit Lehm ausgekleideten Grube, die mit Hilfe der Archäogeologie als Einrichtung zur Dungereifung identifiziert wurde. Obwohl der römische Agrarwissenschaftler Columella im 1. Jahrhundert nach Christus in seinem Werk über die Landwirtschaft derartige Installationen beschreibt, sind sie unseres Wissens archäologisch bisher kaum nachgewiesen. Die beachtlichen Dimensionen der überdeckten Dunggrube geben einen Hinweis auf die Bedeutung der Tierhaltung in diesem Gutsbetrieb.

Sehr speziell ist auch ein grosses Ökonomiegebäude von 50 Metern Länge und 10 Metern Breite im Norden der Parzelle, das komplett untersucht werden konnte. Bereits nach dem Baggerabtrag deuteten massive Ziegelschuttchichten auf das Vorhandensein eines grossen Gebäudes hin. Eine

Feuerstelle sowie Spuren von Bronzeguss zeigen, dass das Bauwerk teilweise als Werkstatt genutzt worden ist. Auffällig waren grosse, langgezogene Gruben im Inneren, die möglicherweise auf Stallungen hinweisen. Es könnte sich bei diesen nämlich um Güllekeller gehandelt haben, die mit

Schnitt durch die verfüllte Dunggrube. Deutlich sichtbar ist die Lehmauskleidung auf der Grubensohle. Blick nach Südosten.



Über das reiche Fundmaterial wird nächstes Jahr berichtet. Für mediales Echo sorgte der goldene Prunkfingerring aus dem 3. Jahrhundert.

einem Spaltenboden aus Holz abgedeckt gewesen waren. Die Ausscheidungen der Tiere fielen durch die Spalten in die Grube. Am Ostende des Gebäudes war ein sechs Meter breiter Raum mit einer Innenmauer abgetrennt worden. In diesem Bereich wurden unter den Fundamenten des Gebäudes Mauerreste eines Vorgängerbaus entdeckt.

In den Versturzschichten des langen Gebäudes fanden sich auffällig viele Keramikfragmente von Koch- und Essgeschirr. Dies könnte darauf hindeuten, dass das Bauwerk zweistöckig war: Unten befanden sich Werkstätten und Ställe, oben Wohnräume. Das Fundmaterial aus dem Gebäudebereich stammt praktisch ausschliesslich aus dem 3. Jahrhundert nach Christus. Vom Bau bis zur Zerstörung dürften so nur wenige Jahrzehnte vergangen sein. Rund zwei Meter nördlich und parallel dazu verlief eine äussere Umfassungsmauer, welche die *pars rustica* begrenzte. Zwei Sodbrunnen in der Nähe lieferten Wasser für Tier und Mensch. Ihre Verfüllungen wurden nicht komplett ausgegraben, da die tiefer liegenden Schichten durch das aktuelle Bauprojekt nicht zerstört werden.

Nichtrömische Befunde waren auf der Ausgrabung kaum anzutreffen: Zwei Gruben aus der Latènezeit östlich des Wasserbeckens sowie zwei grosse neuzeitliche Kiesentnahmegruben im Osten der Parzelle bildeten die Ausnahmen.



Insgesamt bestätigen die Funde der Ausgrabung die bereits 2009 festgestellte römische Besiedlung vom 1. bis ins 4. Jahrhundert nach Christus. Als Spitzenfund präsentiert sich ein goldener Prunkfingerring (s. Seite 128–131), der in einem unauffälligen, kaum überbauten Bereich nordöstlich des Wasserbeckens ans Licht kam. Er dürfte in den bürgerkriegsähnlichen Wirren in der Zeit des Gallischen Sonderreiches (260–274 nach Christus) im Boden versteckt und nie mehr hervorgeholt worden sein.

Dank dem grossen Einsatz des gesamten Teams konnte das Projekt vor Weihnachten plangemäss abgeschlossen werden. In den beiden Ausgrabungen von 2009 und 2016 wurden grosse, zusammenhängende Teile der *pars rustica* eines der bedeutendsten Gutshöfe im Hinterland von Augusta Raurica systematisch untersucht – genügend Material für die Forschung ist also vorhanden, um die Funktionsweise von römischen Gutshöfen, insbesondere in den noch weniger untersuchten

landwirtschaftlich genutzten Teilen, besser verstehen zu können.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Mai–Dezember 2016

Am Tag der offenen Grabung herrschte während Stunden grosser Andrang.



Pratteln, Baslerstrasse.
Unter den Keramik-
fragmenten aus der
Grube fallen einige
grossformatige Stücke
auf wie dieses bemalte
Schulterstück eines
kostbaren Kruges aus
Argonnensigillata.
Weil nur etwa 3/4
des Grubeninhalts
geborgen werden
konnten, lässt sich
nicht mit Sicherheit
sagen, ob die Gefässe
ursprünglich allenfalls
vollständig in den
Boden gelangt sind.



Pratteln, Baslerstrasse: ein rätselhaftes Depot aus spätrömischer Zeit

Die Archäologie Baselland begleitete im August des Berichtsjahres den Aushub für eine Sickergrube rund 60 Meter nordwestlich des Hauptgebäudes der römischen Villa Kästeli (s. vorangehende Seiten). Der Bereich war archäologisches Neuland: Bisher hatten noch keine Ausgrabungen in der unmittelbaren Umgebung stattgefunden.

Am Westende der Aushubfläche kam als einziger archäologischer Befund eine rundliche Grube mit 1,5 Metern Durchmesser, fast senkrechten Wänden und flacher Sohle zum Vorschein. Sie war mit Marmorplatten abgedeckt, die bis zu einem Meter Kantenlänge aufwiesen und rund zehn Zentimeter dick waren. Auch in der darunter folgenden Verfüllung befanden sich Plattenfragmente, die eventuell die Grubenwände befestigt hatten. Der erhaltene Befund war rund 40 Zentimeter tief.

Die Verfüllung barg ein erstaunliches Fundspektrum: Die zahlreichen Keramikstücke stammen – abgesehen von einem bemalten Krug – von Schüsseln mit Rollstempeldekoration aus Argonnensigillata und von Kochtöpfen. Sie datieren allesamt ins zwei-

te oder dritte Drittel des 4. Jahrhunderts nach Christus. Hinzu kommt eine Münze Konstantins I., geprägt in Lyon 314/315. Mit Ausnahme einer kleinen Fibel gibt es keine älteren Funde, und auch Nachrömisches fehlt. Nebst der Keramik kamen Dutzende von Eisenfunden ans Licht, darunter rund fünfzig Schuhnägel und eine Geschosspitze.

Nach dem Freilegen der Grube wurden die eingedrückten Marmorplatten der Abdeckung sichtbar.



**Kleine Vogelfibel mit
Resten von roter und
weisser Emailleinlage.
M 2:1.**

Aussergewöhnlich ist der Fund von zwei grossen, etwa 50 Zentimeter langen Eisenobjekten, von denen eines mit grosser Wahrscheinlichkeit als Sech eines Pfluges zu deuten ist. Die beiden Gegenstände lagen in der Mitte der Grubenverfüllung parallel und horizontal nebeneinander.



Schon während der Untersuchung war klar, dass es sich hier nicht um eine simple Grube handelte, in der man achtlos Siedlungsabfälle entsorgt hatte. Die Auswahl der Objekte, insbesondere der beiden grossen Eisenteile, deutet vielmehr auf eine bewusste Deponierung hin. Unterstützt wird die Hypothese durch den Fund der Marmorplatten, welche die Niederlegung oben und möglicherweise auch seitlich abgeschlossen hatten. Die Gegenstände wurden wahrscheinlich innert kurzer Zeit in die offene Grube gelegt. Es gibt keine Hinweise, dass sie länger offen stand.

Zu welchem Zweck das Ensemble an dieser Stelle hinter dem römischen Hauptgebäude des Gutshofs vergraben worden war, lässt sich vorläufig nicht erklären. Es wurden hier nicht etwa kostbare Objekte versteckt, sondern vielmehr Gegenstände des Alltags gehortet.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg,
mit Dank an Tamara Pfammatter und Markus Peter
August 2016



Aussergewöhnliche
Eisenfunde aus der
Grube (Fundzustand):

52 Zentimeter langes
und 1,8 Kilogramm
schweres Sech eines
Pfluges (links). Als ver-
tikales Messer schnitt
es beim Pflügen die
Scholle auf. M 1:4.

51 Zentimeter langer
und 3,3 Kilogramm
schwerer mutmass-
licher Deichselnagel
(rechts). Mit dem
ungewöhnlich grossen
Bolzen wurde wohl
die Deichsel mit dem
Wagen verbunden.
M 1:4.

Seltisberg, Sophie Gerster-Weg: weitere Spuren der römischen Siedlung

Seltisberg, Sophie Gerster-Weg. Eine römerzeitliche Pfosten-grube mit stark holzkohlehaltiger Verfüllung könnte auf einen Brand hinweisen.

Wenige Zentimeter können manchmal darüber entscheiden, ob archäologische Strukturen im Boden erhalten bleiben oder nicht. Diese Erfahrung musste das Grabungsteam ganz am Ende des Berichtsjahres in Seltisberg machen. Ein Bauprojekt am Sophie Gerster-Weg lag direkt westlich einer bereits in den Jahren 2003 und 2007 ergrabenen

Zone. Dort waren Mauerreste gefunden worden, die zu einem seit dem 19. Jahrhundert bekannten römischen Gutshof gehören (s. Jahresbericht 2007, S. 32–35).

Die *villa rustica* erstreckte sich wohl vom heutigen Dorfkern nach Osten bis in den Bereich der General Guisan-Strasse. Im Jahr 2011 wurden am Westende der genannten Zone möglicherweise Teile des Herrenhauses erfasst (s. Jahresbericht 2011, S. 28–33). Es ist gut vorstellbar, dass dieses – wie in vergleichbaren Beispielen der Region – im Westen lag und sich die Nebengebäude östlich davon zu beiden Seiten entlang einer Umfassungsmauer aufrehten. Die 2003 und 2007 entdeckten Mauern am Sophie Gerster-Weg könnten demnach zur nördlichen Umfassungsmauer und zu Nebengebäuden gehört haben.

Die damaligen Befunde kamen direkt unter einer dünnen Humusschicht zum Vorschein. Von den Mauern war nur noch gerade die unterste Fundamentlage erhalten. Die darüber liegenden Steine waren im Lauf der Jahrhunderte durch Erosion



und die landwirtschaftliche Nutzung komplett abgetragen worden.

Im Bewusstsein, dass wahrscheinlich nur noch wenige Reste im Boden vorhanden waren, begleitete die Archäologie Baselland das Abhumusieren und den darauf folgenden Aushub im Bereich der Baugrube. Die erhoffte westliche Fortsetzung der Mauerreste kam jedoch nicht zum Vorschein. Um auf die eingangs erwähnten entscheidenden Zentimeter zurückzukommen: Sie fehlten hier. Eine etwas dickere Überdeckung der antiken Schichten wäre nötig gewesen, um diese vor Erosion und menschgemachter Zerstörung zu bewahren.

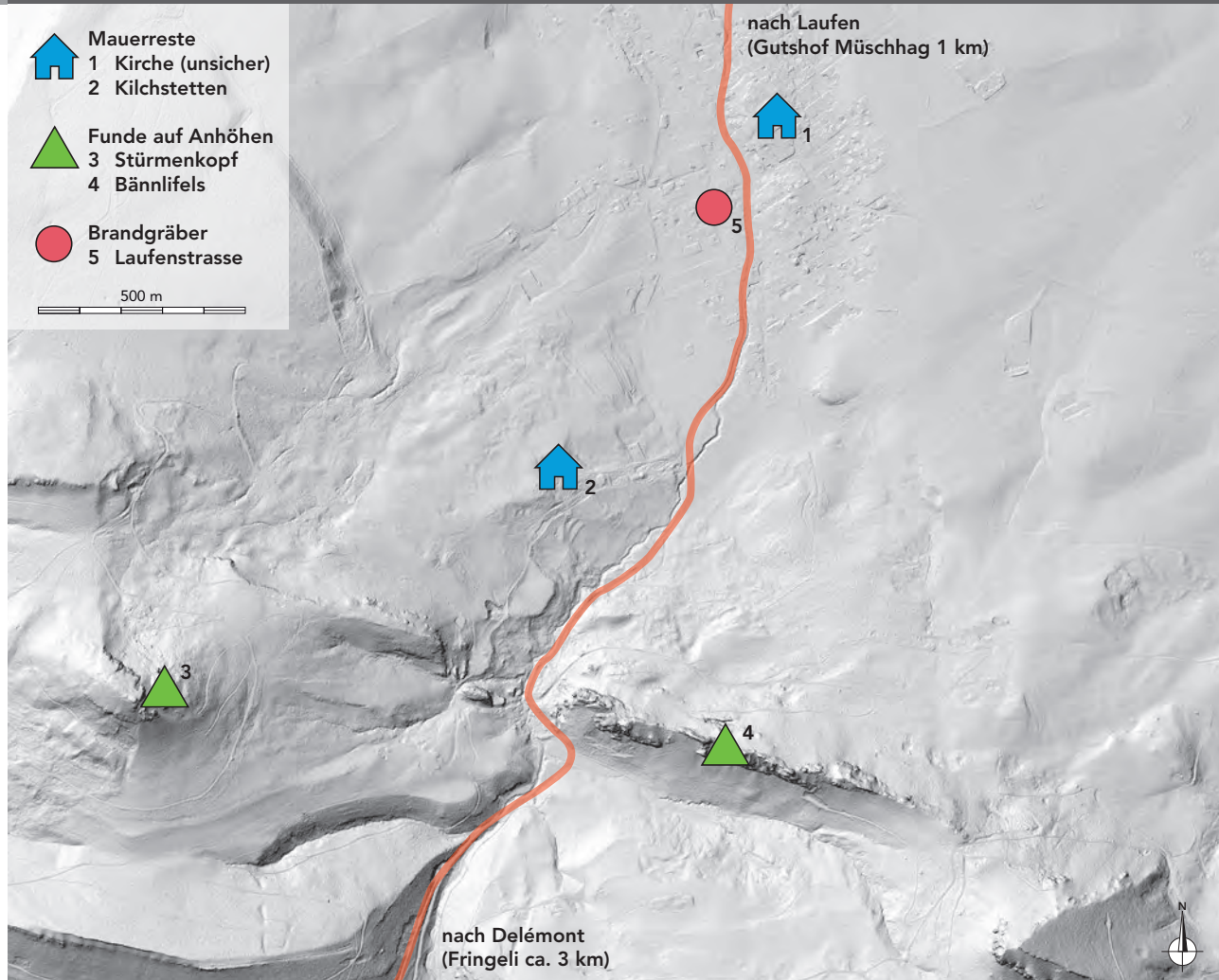
Etwas weiter hangabwärts lagen einige teilweise verbrannte Kalkbruchsteine – wohl letzte verlagerte Reste der römischen Mauer. Trotz der schwierigen Erhaltungsbedingungen liessen sich immerhin sieben teilweise durch das Fundmaterial römisch datierbare Pfostengruben nachweisen. Sie könnten zu Holzgebäuden entlang der Umfassungsmauer gehört haben. Ein Hinweis, dass auch ziegelgedeckte Gebäude nicht weit weg lagen, lie-

fernten die vielen entsprechenden Baukeramikfragmente, die in der Humusschicht lagen.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Dezember 2016

Unter einer dünnen Humusschicht folgte im Westen des Grabungsareals direkt der anstehende Fels. Im Vordergrund liegen römische Ziegelstücke.





Wahlen, Laufenstrasse.

Übersicht der römertzeitlichen Fundstellen entlang des mutmasslichen Verkehrswegs, der vom Laufener Becken über den Fringeli-Pass nach Delsberg führte. Dieser Übergang war vor der Öffnung der Birsklusen im Zusammenhang mit der Gründung des Klosters Moutier-Grandval (um 640 n. Chr.) nicht unbedeutend.

Wahlen, Laufenstrasse: Römische Brandgräber aus der frühen Kaiserzeit

Bei der Begleitung eines Aushubs im Zentrum von Wahlen stellte Simone Kiefer am Westende der Baugrube im hellen Boden dunkle, stark holzkohlehaltige Flecken fest. In der darauf folgenden Notgrabung wurden insgesamt drei römische Brandgräber aus dem 1. Jahrhundert nach Christus freigelegt.

Aus dieser Zeit sind sowohl Körper- als auch Brandgräber bekannt. Im letzteren Fall wurde der Verstorbene auf dem Brandplatz (*Ustrina*) nahe dem späteren Bestattungsort kremiert. Aus der Asche des abgebrannten Scheiterhaufens wurden die Knochenreste des Toten, der so genannte Leichenbrand, geborgen und oft zusammen mit verkohlten Teilen der Opfertagen in einer einfachen Grube bestattet. Manchmal wurden die Überreste auch in einem Ton- oder Glasgefäß oder einer

speziell zu diesem Zweck hergestellten Urne gesammelt.

In einer der drei Brandgruben in Wahlen stand auf der Sohle eine solche Urne. Da sich auch über der Urne Leichenbrand befand, besteht die Möglichkeit, dass die Brandgrube doppelt, also für zwei

Blick nach Westen in die Baugrube. Die Fundstelle der Gräber liegt etwas rechts der Mitte im Hintergrund. Am Horizont der markante Stürmenkopf.



Auf der Sohle der Brandgrube zeichnet sich nach dem Entfernen des Brandschutts, der Leichenbrand enthielt, eine Keramikurne ab.

Verstorbene, genutzt wurde. Um dies zu überprüfen, ist eine genaue Analyse der Knochenreste innerhalb und ausserhalb der Urne notwendig – eine Arbeit, die derzeit noch nicht erfolgt ist.

Dieser erstmalige Fund von römischen Gräbern in Wahlen wirft die Frage auf, wo die hier bestatteten

Menschen gelebt haben. Aus dem Gemeindegebiet von Wahlen sind vier Siedlungsstellen aus dieser Epoche bekannt, deren Untersuchungen allerdings schon lange zurück liegen:

1837 und 1862 wurden bei Bauarbeiten an der Dorfkirche römische Fundamente und Reste von Mosaiken sowie Keramik entdeckt. Die genaue Lage ist unbekannt, die Funde sind verschollen.

Etwas mehr weiss man vom römischen Gutshof in der Flur Vogelacker beziehungsweise Kilchstetten, knapp einen Kilometer südwestlich von Wahlen gelegen. Auch diese Fundstelle wurde im 19. Jahrhundert entdeckt. Alban Gerster legte in den Jahren 1927 und 1928 das mutmassliche Hauptgebäude frei. Keramikfunde datieren vom späten 1. bis zum späten 2. Jahrhundert nach Christus, doch sind aus der nahen Kettelweid eine frühromische Fibel und aus dem Gutshofareal auch mehrere, zum Teil verbrannte spätrömische Münzen bekannt, die auf



Zerstörungen in der Zeit des Gegenkaisers Magnentius (350–353) schliessen lassen.

Die anderen beiden römischen Fundorte liegen auf dem Stürmenkopf und auf dem Bännlifels, den markanten Anhöhen südlich von Wahlen. Funde datieren diese Anlagen in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts. In der unruhigen Zeit kam es in der Region zu Alamanneneinfällen und bürgerkriegsähnlichen Zuständen, vor denen die lokale Bevölkerung auf den Anhöhen Schutz suchte.

Durch Wahlen führte auch ein historischer, schon in der Römerzeit begangener Verkehrsweg vom Val Terbi über den Fringelipass in Richtung Basel. Obwohl diese Römerstrasse in Wahlen bisher noch nie gefasst wurde, könnten die Brandbestattungen einen indirekten Hinweis auf deren Existenz liefern: Römische Gräberfelder wurden häufig an Verbindungsstrassen angelegt. Die Vermutung liegt nahe, dass die Bewohnerinnen und

Bewohner der beiden Wahlener Gutshöfe entlang der römischen Durchgangsstrasse ihre letzte Ruhe fanden.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Januar 2016

Eine klassische Notgrabungssituation: Antonio Ligorio und Alessandro Mastrovincenzo beim Ausgraben der Brandgräber auf der laufenden Baustelle.



Aesch, am Hübeli. Nur bedingt siedlungsgünstig: Schnee und Regen sorgten für erschwerte Bedingungen auf der Grabung. Das Wasser konnte im tonigen Lehm kaum abfließen.



Aesch, am Hübeli: mittelalterliche Siedlungsbefunde an zentraler Lage

Ein grosses Bauprojekt im Dorfkern von Aesch rief die Archäologie Baselland im Jahr 2014 gleich in doppelter Hinsicht auf den Plan: Einerseits waren im zu überbauenden Areal einige Gebäude entlang der Hauptstrasse vor deren Abbruch bauarchäologisch zu untersuchen (s. Jahresbericht 2014, 76–83). Andererseits versprach der grossflächige Baugrubenaushub für die Bodenforschung Einblick in grösstenteils noch ungestörte Schichten im Süden der Parzelle. Um das betroffene Gebiet herum befinden sich bedeutende Fundstellen von der Römer- bis in die Neuzeit.

Knapp zwei Jahre nach Abschluss der bauarchäologischen Untersuchungen folgte der Startschuss für das Grabungsteam: Der im Februar 2016 begleitete Baugrubenaushub zeigte das erwartete Bild: Im Nordteil waren durch Keller und weitere Bodeneingriffe wie Leitungsräben praktisch kei-

ne intakten archäologischen Schichten mehr erhalten. Die Südhälfte der Parzelle hingegen war, von einigen modernen Bodeneingriffen abgesehen, intakt. Da der Boden unter der Humusschicht rasch in ein helles Sediment überging, zeichneten sich bei der Überwachung des Aushubs bald die ersten archäologischen Befunde als dunkle Flecken ab.

Die archäologischen Befunde zeigten sich als dunkle Flecken im hellen Gehängelehm. Sie wurden für die Erfassung per Laserscanner mit Kreidespray markiert.



Die Sohle und die Wände der spätmittelalterlichen Grube zeigten deutliche Hitzespuren. Hier hatte ein Feuer gebrannt.

Die anschliessende Ausgrabung ergab eine relativ geringe Befunddichte in der rund 2000 Quadratmeter grossen Fläche. In den meisten Fällen handelte es sich um spätmittelalterliche bis moderne Pfostengruben, nebst vereinzelt neuzeitlichen Abfallgruben. Die Anzahl und Lage der Pfosten-

gruben reicht nicht aus, um eindeutige Grundrisse von Gebäuden rekonstruieren zu können. Einige lagen in einer Reihe, so dass von ehemaligen Zäunen auszugehen ist. Viele Befunde waren mangels Fundmaterial nicht datierbar.

Aus dem Spätmittelalter stammte eine rechteckige Grube von 1,5 Metern Breite und etwas über 2 Metern Länge. Sie wurde am Ende ihrer Nutzung mit Brandschutt verfüllt. Nach dem Ausnehmen der Verfüllung zeigte sich, dass der anstehende Lehm auf der Sohle und in den Grubenwänden teilweise verbrannt war. In der offenen Grube hatte demnach ein Feuer gebrannt. Zu welchem Zweck dies geschah, liess sich im Feld nicht eindeutig klären. Es ist möglich, dass es sich um eine Feuergrube gehandelt hatte, über der gekocht wurde.

Ganz im Nordwesten der Grabungsfläche, an der Südecke des Gasthauses zur Sonne, wurde ein



Sodbrunnen entdeckt. Bis zum Aufbau der zentralen Wasserversorgung lieferte er Grundwasser für die angrenzenden Gebäude, darunter auch den Gasthof. Durch ein Eisenrohr in seinem Inneren wurde Grundwasser in die Liegenschaft hinaufgepumpt. Spätestens beim Bau des direkt angrenzenden Gebäudes Am Hübeli 8 hat man den Sodbrunnen mit einer Betonplatte abgedeckt.

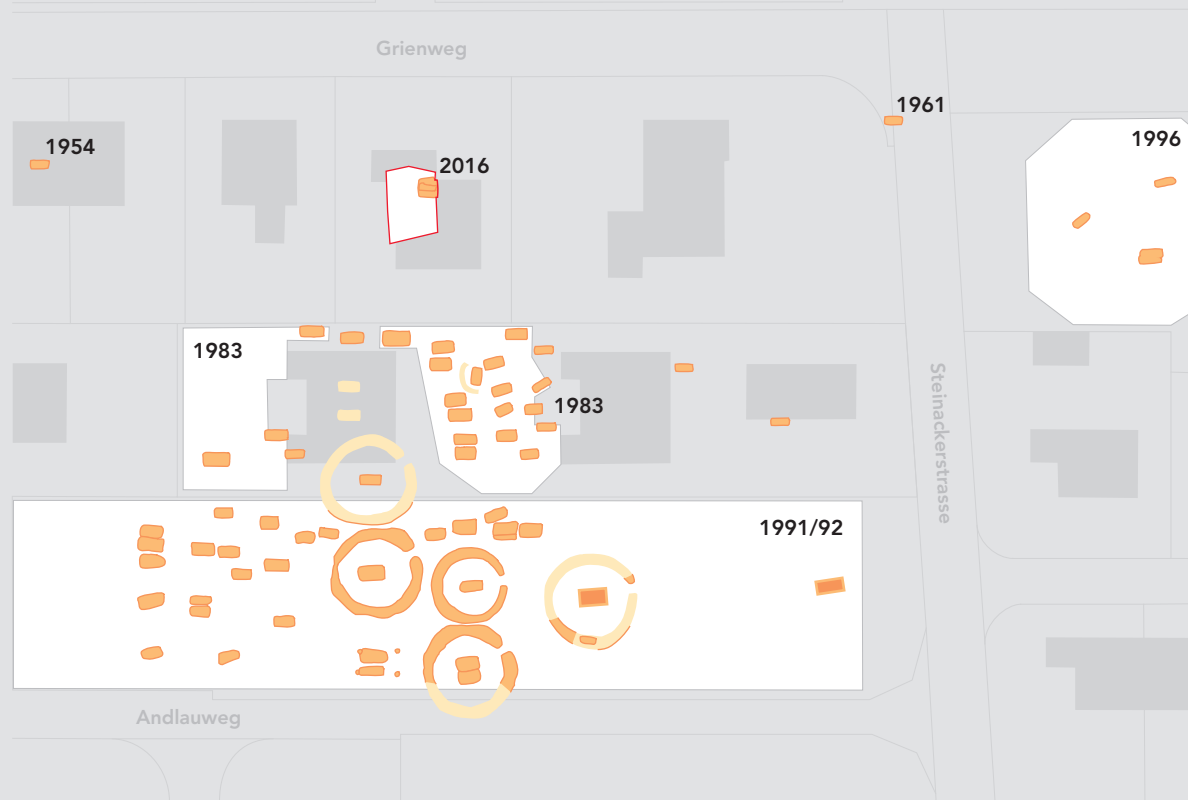
Die dokumentierten Befunde wie Zäune und Abfallgruben passen gut zur Lage des Areals im Hinterhofbereich der Häuser entlang der Hauptstrasse. In den Bauuntersuchungen wurden diese ins 16. und 17. Jahrhundert datiert, jedoch dürften Vorgängerbauten bereits im späten Mittelalter bestanden haben. Römische Befunde fehlen auf der aktuellen Ausgrabung genauso wie früh- und hochmittelalterliche. Die Nähe zur römischen Villa zeigte sich jedoch durch das häufige Vorhandensein von entsprechenden Dachziegelfragmenten.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Februar 2016

**Zivi Pascal Sidler
beim Ausgraben einer
Pfostengrube.**



mehrere Steinplattengräber 20-40m nördlich (1951,1991),
sowie mehrere nicht kartierte Grabfunde von 1855, ca 140m nordöstlich von hier.



Aesch, Grienweg. Lage der neuen Fundstelle (rot) innerhalb des bekannten frühmittelalterlichen Gräberfeldes im Steinacker. Die Kreisgräben im Süden markieren die ehemaligen Standorte von Hügeln über den wichtigsten Kammergräbern.

- Erdgräber
- Steinplattengräber
- Gräber rekonstruiert

20 m



Aesch, Grienweg: ein weiteres Kammergrab mit ‹Nachbestattung›

Das frühmittelalterliche Gräberfeld im Steinacker am Nordrand von Aesch ist seit Längerem bekannt. Erste Fundmeldungen gehen ins 18. Jahrhundert zurück. Gut untersucht ist allerdings nur der südlichste Teil, der 1983 und 1991/92 Ziel von Notgrabungen war. Ein spätrömischer Einzelfund, entdeckt 1855, weist darauf hin, dass die Anfänge dieses bedeutenden Bestattungsplatzes etwa 200 Meter weiter nördlich an der heutigen Hauptstrasse zu suchen sein könnten.

Im Berichtsjahr wurde ein Wohnhaus unmittelbar nördlich der Grabung von 1983 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. Da der Bau des Hauses seinerzeit nicht überwacht worden und die südlich angrenzende Parzelle dicht mit Bestattungen belegt war, wurden sämtliche Bodeneingriffe, die in Zusammenhang mit dem Neubauvorhaben nötig waren, begleitet.

Der Boden erwies sich dabei im Norden so stark gestört, dass keine archäologischen Funde mehr erhalten waren. Im Süden, gegen das Grabungsareal von 1983, zeigten sich keine Strukturen, wobei

nicht mehr zu entscheiden ist, ob ehemals vorhandene Gräber schon früher beseitigt worden waren. Einzig in einer Zone westlich des Abbruchobjekts wurden einige verstreute Skelettreste von früher zerstörten Gräbern beobachtet. Nur eine einzige Bestattung lag noch *in situ*. Nach den Funden –

Simone Kiefer und die Studentin Laura Caspers beim Freilegen der oberen Bestattung.



Unter der vom Pflug leicht gestörten Steineinfassung des Frauengrabes ist das dunkle Rechteck der älteren Grabkammer zu erkennen.

einem schlichten Drahtohrringpaar mit Ösenverschluss – handelt es sich um eine Frau, die im späteren 7. Jahrhundert beigesetzt worden ist. Ihre Arme waren seitlich gestreckt, der Grubenrand mit groben, ortsfremden Kalkbruchsteinen ausgekleidet, Hinweise auf einen Holzeinbau fehlen. Etliche Steine der Einfassung waren im Laufe der

Zeit durch jüngere Bodeneingriffe, wahrscheinlich durch einen Pflug, verschoben worden.

Das Grab ist nur dank seiner ungewöhnlichen Tiefe erhalten. Beim Freilegen zeigte sich, dass es fast exakt in der Mitte eines älteren Kammergrabes angelegt worden war, das sich als dunkler verfülltes Rechteck von $2 \times 2,2$ Meter abzeichnete. Leider wurde durch die Anlage der jüngeren Grube die ältere, fast gleich tiefe Bestattung weitgehend zerstört. Skelettreste in der nördlichen Kammerhälfte zeigen, dass der Tote hier lag, wie dies für den Grabtyp die Regel ist. In demselben Bereich und um das jüngere Grab herum fanden sich nebst zahlreichen Bruchstückchen korrodierten Eisens ein Messer mit symmetrischer Klinge und mehrere Saxscheidenniete, darunter einer mit flachem, dreifach angebohrtem Kopf. Demnach handelte es sich um ein Männergrab der Zeit um 600. Die südliche Hälfte, in der normalerweise weitere Beigaben deponiert wurden, war zum Zeitpunkt der Auffindung fundleer.



Der Neufund ist aus zwei Gründen bemerkenswert: Zum einen hatte man den im Birskies nur in geringen Spuren erhaltenen Holzkonstruktionen 1983 noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, so dass in vier von fünf möglichen Fällen eine klare Bestimmung des Grabtyps offen blieb. Mit dem neuen Befund gelang nun ein zweiter klarer Nachweis in diesem Friedhofareal.

Zum anderen hatten Kammergräber in Aesch eine bemerkenswert lange Tradition. Charakteristisch sind sie in der Nordschweiz nämlich für die Zeit von etwa 540–600 n. Chr., als die Region ins Reich der fränkischen Merowinger integriert wurde. So ist es auch kein Wunder, dass der Grabtypus seine Vorbilder in nördlicheren Gefilden des Frankenreichs hat, wo die Gräber auch mit entsprechenden Beigaben ausgestattet wurden. Ganz am Südrand des Gräberfeldes, im 1991/92 untersuchten Areal, bildete sich im Laufe des 7. Jahrhunderts ein eigentlicher Separatfriedhof, in der sich offenbar die Angehörigen einer Oberschicht in ähnlich grossen Grabkammern bestatten liessen, die von mächtigen Hügeln überdeckt waren.

Und auch dort finden sich Nachbestattungen, die offenbar gezielt in den älteren Kammern angelegt worden sind.

Örtliche Leitung: Simone Kiefer
Bericht: Reto Marti und Simone Kiefer
August 2016

Das jüngere Frauengrab nach der Freilegung. Die Steine der Einfassung sind durch nachträgliche Bodeneingriffe teils verlagert.



Reinach, Schulgasse 1: weitere Spuren aus der Frühzeit des Ortes

Reinach, Schulgasse 1.
Es ist hier keine Seltenheit, dass selbst unter aktuellen Gebäuden noch archäologische Substanz erhalten ist.

Der bevorstehende Umbau des Bauernhauses an der Schulgasse zum Kultur- und Begegnungszentrum «Treffpunkt» löste eine nicht alltägliche Notgrabung aus. Dies deshalb, weil die Ausgrabung innerhalb eines bestehenden Gebäudes – und nicht etwa in freiem Feld – durchgeführt wurde. Das

Bauprojekt sah eine Unterkellerung des Stall- und Schopfbereichs des «Leimgruberhauses» von 1903 vor. Die Wahrscheinlichkeit war gross, dass der Bagger beim Kelleraushub auf intakte Kulturschichten aus dem Frühmittelalter treffen würde. Seit 1989 wurden um das Gebäude herum bei mehreren grossflächigen Ausgrabungen Siedlungsreste aus dem frühen und hohen Mittelalter dokumentiert – zuletzt im Herbst und Winter 2014, als in einer Notgrabung entsprechende Befunde bis fast unmittelbar an das Bauernhaus untersucht wurden (s. Jahresbericht 2014, S. 36–41).

Der durch die Archäologie Baselland begleitete Aushub brachte die vermuteten Siedlungsreste in Form von dunklen Bodenschichten zu Tage. In der darauf folgenden, rund 190 Quadratmeter grossen Ausgrabung wurden die Reste zweier Grubenhäuser, mehrere Pfostengruben sowie zwei Gräben untersucht. Grubenhäuser A lag im Ökonomieteil im Gebäudeinnern und wurde durch eine moderne Mauer in zwei Hälften getrennt. Dieser Befund liess sich vollständig ergraben. Im Laubebereich westlich des Ökonomieteils, wo ebenfalls



ein Aushub stattfand, wurde die Nordostecke von Grubenhaus B erfasst. Es war beim Bau einer gemauerten, zum Bauernhaus gehörenden Jauchegrube teilweise zerstört worden.

Grubenhäuser sind ein typischer Befund in früh- und hochmittelalterlichen Siedlungen. Die halb in den Boden eingetieften Räume dienten in der Regel als Webkeller. Nach dem Ende der Nutzungszeit wurden die ausgeräumten Gruben mit Siedlungsabfällen gefüllt. Anhand der darin gefundenen Keramikscherben lassen sich beide Befunde – beziehungsweise deren Aufgabe – ins spätere 7. und frühere 8. Jahrhundert nach Christus datieren. Hinzu kommen einige Pfostengruben im Laubenbereich, die entsprechende Befunde der Grabung von 2014 ergänzen und gemeinsam den Grundriss eines dreischiffigen Holzgebäudes (Haus D) nachzeichnen.

Der einzige Bereich, wo unter freiem Himmel gegraben wurde, befand sich ganz im Südwesten der untersuchten Fläche. Der dort stattfindende Aushub für eine Sickergrube wurde ebenfalls begleitet

und lieferte – nebst einem Balkengraben und Pfostengruben aus dem Mittelalter – zwei interessante Befunde, die in zweierlei Hinsicht buchstäblich «aus dem Rahmen» fielen: Der Graben und die Grube passen von der Datierung respektive ihrer Ausrichtung nicht zu den restlichen Befunden

Die dunkel verfärbte Südhälfte von Grubenhaus A zeichnet sich im hellen Birsschotter deutlich ab.



Studierende der Universität Basel erhalten eine Einführung in die unterschiedlichen Dokumentationsmethoden auf Ausgrabungen.

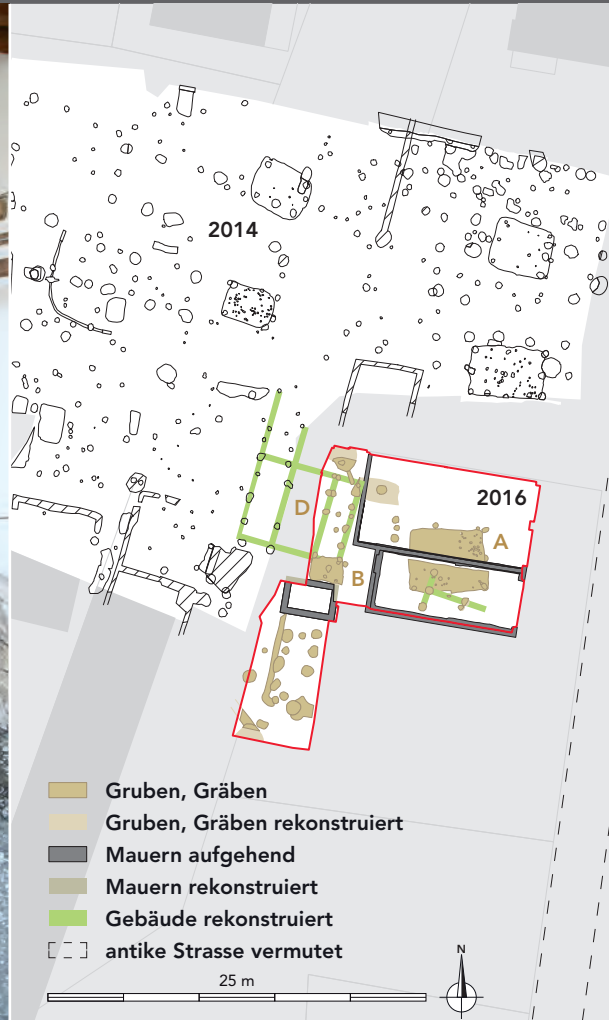
der Ausgrabung. Die Grube enthielt prähistorische Keramikfragmente. Der Nordwest-Südost verlaufende Graben präsentierte sich zwar fundleer, datiert aber bedingt durch die Tatsache, dass man ihn bei der Anlage der Grube angeschnitten hatte ebenfalls in urgeschichtliche Zeit. Die ab-

weichende Ausrichtung passt zudem nicht zur üblicherweise fast Nord-Süd ausgerichteten mittelalterlichen Bebauung. Eine C14-Analyse weist den Graben in die späte Bronzezeit (ETH-73833, 2893 ± 20 BP). Damit kommen die beiden prähistorischen Befunde den Urnengräbern der Grabung Alte Brauerei von 1989 zeitlich recht nahe, die nur einige Dutzend Meter weiter östlich lagen.

Die Ausgrabung zeigt, dass auch kleinere Untersuchungen wie diejenige an der Schulgasse 1 einen wichtigen Beitrag zur Geschichte eines Fundortes liefern können. Sie ist zwar «nur» ein weiteres Puzzelstück in der Erforschung des mittelalterlichen Siedlungsplatzes, aber die beiden prähistorischen Befunde verleihen der Fundstelle eine neue zeitliche Dimension: Es handelt sich nämlich um die ersten prähistorischen Siedlungsbefunde im Zentrum von Reinach.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
April und Mai 2016





links:

Das Stellen eines Grabungszelts erübrigt sich: Alessandro Mastrovincenzo und Daniel Perez legen das Grubenhaus A frei.

rechts:

Der Grabungsplan zeigt, wie sich die neuen Befunde nahtlos ins Gesamtbild des frühmittelalterlichen Reinach einfügen.

Therwil, Oberwilerstrasse 35. Blick über den Südteil der untersuchten Fläche nach dem Ausgraben der meisten dunkel verfärbten Eintiefungen, die sich im hellen Boden abgezeichnet hatten.



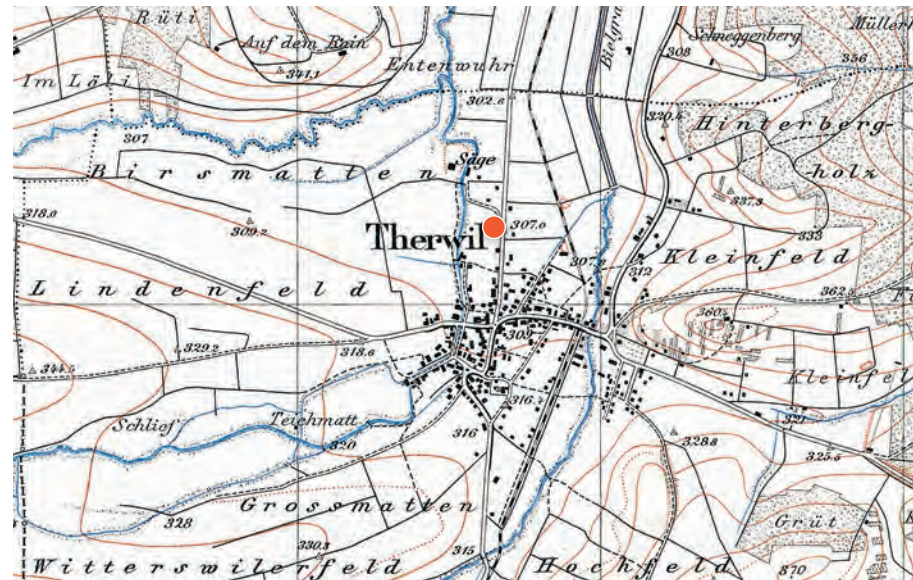
Therwil, Oberwilerstrasse 35: Siedlungsreste aus dem Mittelalter

Das Grabungsteam der Archäologie Baselland führte im März des Berichtsjahres eine Ausgrabung an der Oberwilerstrasse 35 durch. Auslöser war der Bau eines Mehrfamilienhauses. Da knapp drei Jahre vorher auf der westlich gelegenen Nachbarparzelle bereits gegraben wurde, war schon einiges über die zu erwartenden Befunde und den Bodenaufbau bekannt.

Im Jahr 2013 wurden umfangreiche Reste einer früh- und hochmittelalterlichen Siedlung freigelegt und dokumentiert (s. Jahresbericht 2013, S. 48–53). Aufgrund der Verteilung der Befunde wurde angenommen, dass der damalige Grabungsausschnitt im Randbereich des mittelalterlichen Dorfes zu situieren ist. Gegen Norden und Westen war ein deutliches Ausdünnen der Strukturen zu erkennen. Da die neu zu untersuchende Parzelle östlich der Grabung von 2013 liegt, waren die Erwartungen entsprechend hoch.

Nach dem Abriss des bestehenden Hauses im Norden der Parzelle begannen die Baggerarbeiten. Schon bald kamen die ersten Befunde zum Vorschein: Unter dem Humus und einer rund 30 Zentimeter dicken, homogenen braunen Lehmschicht – einem Überflutungshorizont des nahe gelegenen Mühlebachs – zeichneten sich mit dunklem Lehm

Auf der Siegfriedkarte von 1939 sind im Umkreis der Grabung die ersten Neubauten verzeichnet. Zuvor war das Gelände über 500 Jahre lang unbebaut.



**Ein typischer Befund:
Eine Pfostengrube mit
seitlichen Keilsteinen
und Kalksteinplatten auf
der Sohle, um den Holz-
pfosten im feuchten
Grund zu stabilisieren.**

verfüllte Eintiefungen im hellen anstehenden Boden ab. Nach den nötigen Installationsarbeiten wurde die Notgrabung in Angriff genommen, die knapp vier Wochen dauern sollte.

Ganz im Osten der Grabung, entlang der Oberwilerstrasse, belegen Balkengräben und Pfostengru-

ben eine Bebauung mit ebenerdigen Holzhäusern entlang des damals offensichtlich bereits existierenden Verkehrswegs zwischen Oberwil und Therwil. Westlich davon – im Hinterhofbereich dieser Bebauung – fanden sich mehrere Dutzend weiterer Pfostengruben. Sie stammten, so sie denn anhand von Fundmaterials überhaupt datierbar waren, aus dem hohen und späten Mittelalter. Es ist anzunehmen, dass sie zu kleineren Holzbauten und Zäunen gehört hatten.

Ausserdem zeichnete sich deutlich ein Nord-Südverlaufender Graben ab, der mitten in der Grabungsfläche gegen Süden hin abbrach. Dieser Graben wiederum stand rechtwinklig zu einem zweiten, der ganz im Südwesten der untersuchten Fläche angeschnitten wurde. Die Ausrichtungen der beiden unterscheiden sich von denjenigen der Grabung aus dem Jahr 2013. Ihre Funktion ist nicht abschliessend geklärt. Es könnte sich um Arealbegrenzungen und/oder um Entwässerungsgräben gehandelt haben.



Ebenfalls schwierig zu interpretieren ist eine rundliche, rund 50 Zentimeter tiefe Grube mit einem Durchmesser von etwas über einem Meter. Dieser Befund war zu gross für einen Pfostenstandort, aber nicht gross genug für ein Vorratssilo oder gar ein Grubenhaus. Auffällig war zudem, dass eine Art Tritt in den anstehenden Lehm gearbeitet worden war. Dieser hatte wohl dazu gedient, den Abstieg zu erleichtern. Es scheint demnach, als ob die kleine Grube lediglich angelegt worden sei, um einen tieferen Stand zu haben. Zu welcher Tätigkeit dies nötig war, ist unklar. Denkbar ist in Anbetracht der im ganzen Areal zahlreich geborgenen Eisenschlacken, dass es sich um die Arbeitsgrube für einen Schmied gehandelt hat. Auffällig sind unter dem Fundmaterial zudem eine stattliche Anzahl etwa handtellergrösser, aus Sandsteinplatten oder römischer Baukeramik grob zurechtgeschlagener Rondellen mit abgeschrägten Kanten, deren Funktion derzeit ebenfalls noch ungeklärt ist.

Im Nordwesten der Grabungsfläche stiess das Grabungsteam auf eine rund 5×7 Meter grosse rundliche Mulde, in deren tonigem Sediment viele Siedlungsabfälle, darunter ein hoher Anteil an Tierknochen, lagen. Der Befund ist als verlandeter Weiher oder zumindest als sehr sumpfiges Gelände zu interpretieren. Das Areal war hier im

Im Fundmaterial fällt eine ganze Serie etwa handtellergrösser, grob zurechtgeschlagener Rondellen aus Sandstein und römischer Baukeramik auf (Auswahl).



Im Vordergrund ist das graue Sediment des verlandeten Weiher gut erkennbar. Dahinter wurden Kalkbruchsteine zur Stabilisierung des Bodens platziert.

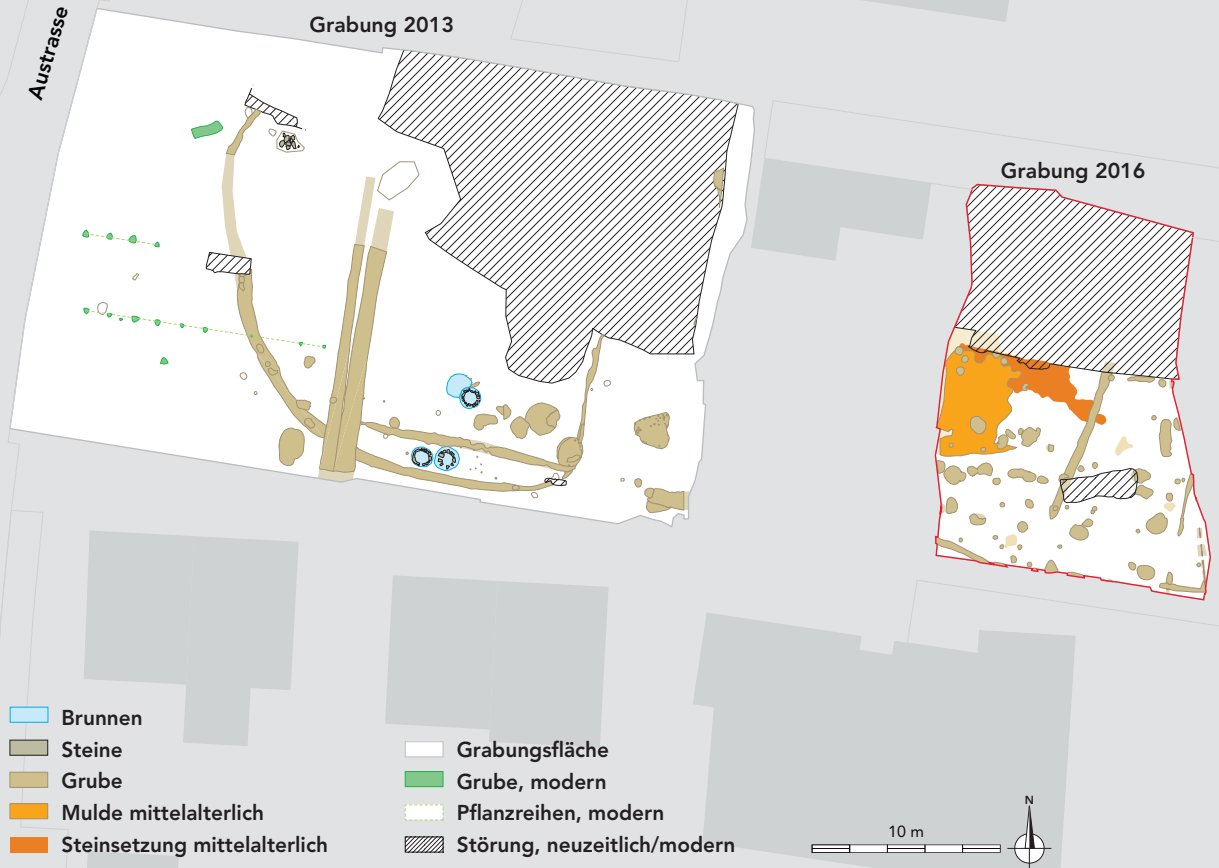
Mittelalter offenbar so durchnässt, dass am Ostende der Mulde eine grosse Anzahl an ortsfremden Kalkbruchsteinen deponiert worden war, um den Untergrund zu stabilisieren.

Anders als in der 2013 untersuchten Nachbarparzelle, in der recht viel frühmittelalterliches Mate-

rial geborgen wurde, sind die Funde der aktuellen Grabung – wenn man die häufigen römischen Ziegelfragmente ausklammert – tendenziell jünger. Älteste Objekte datieren gemäss einer ersten Durchsicht in die Zeit um 1000, die meisten jedoch erst ins 12. und 13. Jahrhundert. Die jüngsten mittelalterlichen Funde reichen bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Ob das Siedlungsareal erst in der Zeit des Erdbebens von Basel 1356 aufgegeben worden ist oder eventuell schon ein/zwei Jahrzehnte früher, muss eine ausführlichere Auswertung zeigen. Die darauf folgende Lücke im Fundspektrum reicht bis in die Zeit um 1900, als die Oberwilerstrasse von Süden her langsam wieder bebaut wurde.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Bericht: Jan von Wartburg und Reto Marti
März 2016





Die Befunde der Grabung von 2013 und der aktuellen Grabung (rot) im Übersichtsplan.

Liestal, Zeughausgasse 33: Zinnen, Scharten und der Wehrgang

Liestal, Zeughausgasse 33. Aussenansicht der in die Häuserzeile integrierten Stadtmauer, im Bereich der Pfarrhaus-scheune links noch mit sichtbaren Scharten.

Das bis zur Kantonstrennung zum Deputaten- und Pfarrgut gehörende Gebäude an der Zeughausgasse 33, die spätere Bäckerei Spinnler, sollte zum Architekturbüro umgebaut werden. Die Backstube selber war aufgrund der starken baulichen Veränderungen im Erdgeschoss nur noch anhand von Schriftquellen belegbar. Im Jahr 1833 wurde das

Erdgeschoss teilweise geöffnet und die Stadtmauer durchbrochen, um einen Durchgang zur der Stadt vorgelagerten mittelalterlichen Gewerbesiedlung um den Gestadeckplatz mit Mühle, Kaserne und Viehmarkt zu schaffen. Vierzig Jahre später war dieser so genannte «Rumpel» für das Verkehrsaufkommen zu kleinformatig und wurde mit einer drastischen Massnahme für die damalige Wagengrösse fit gemacht: Ein Viertel des Gebäudes wurde auf ganzer Höhe abgebrochen und eine neue Giebelmauer hochgezogen. Der Dachstuhl von 1777 blieb zwar bestehen, wurde aber gekappt.

Mehrere Häuser in der Gasse hatten in den 1770er/80er Jahren ein neues Dach erhalten, das endlich die bereits 1718 abgebrochene und aufgelassene Letzi, den Wehrgang entlang der Stadtmauer, mit einbezog. Ein für die Gasse und Liestal bisher einzigartiger Befund sind jedoch die verbauten «Flosshölzer». An mehreren Balken und Brettern des Dachgeschosses finden sich Löcher für das Zusammenbinden als Floss und den Transport auf dem Wasserweg.



Der Ringmauerabschnitt, im unteren Bereich mit Bestand aus dem 13. Jahrhundert, erreicht hier im Osten der Stadt gassenseitig noch eine Höhe von sieben Metern. Der umlaufende, rund 1,2 Meter breite Wehrgang zeigt sich im zweiten Obergeschoss des Umbauobjektes in der südlichen Brandmauer sowie in einer internen Fach-

werkwand in Form zugemauerter Durchgänge. Die erste auf dieser Parzelle nachweisbare Letzi verlief ursprünglich etwa eine Balkenbreite tiefer. Der lediglich 1,45 Meter hoch liegende Sturz des Wehrgangs in der Brandmauer zum südlichen Nachbarhaus deutet darauf hin, dass der dort anschließende Gangabschnitt immer tiefer gelegen

Links: Flösserei im Schwarzwald (Karl Roux, 1868; wikimedia).
Rechts: Keil und Weidenrute, beide gekappt, in einem Bauholz an der Zeughausgasse.



Der zugemauerte Wehrgang in der südlichen Brandmauer mit niedriger Sturzhöhe.

haben muss, also der Rundgang über die Parzellen hinweg kein einheitliches Gehniveau besass.

Auf der Brustwehr waren von Beginn weg zwei Meter breite Zinnen aufgeführt, die jeweils etwa 1,5 Meter auseinander lagen. Zu einem späteren

Zeitpunkt wurden diese zu Schartenfenstern verkleinert. Im vorliegenden Fall sind zwei auf der Brüstung ansetzende, 90 Zentimeter hohe und auf der Innenseite mindestens 50 Zentimeter breite Öffnungen entstanden mit sich nach innen weitenden Laibungen.

Im südlich anschliessenden Stadtmauerabschnitt im Bereich der ehemaligen Pfarrhausseune wurden die Zinnen in einer ersten Veränderung – dendrochronologisch ins Jahr 1463 datiert – mit sich nach aussen zu den Seiten und nach unten weitenden Scharten verengt. Sie besaßen ein Lichtmass von 50 Zentimetern in der Breite und einer Höhe von 80 Zentimetern. Im selben Bauvorgang scheint dort auch das Niveau des Wehrganges um 50–80 Zentimeter erhöht worden zu sein.

Im 2016 untersuchten Bereich erfolgte die Anhebung des Wehrgangs spätestens mit der Erhöhung der Stadtmauer vermutlich im späten Mittelalter. Die Mauerkrone wurde um etwa 40 Zentimeter aufgestockt. Anschliessend wurde auf Meterhöhe bis etwa 1,6 Meter ab Wehrgangboden in die



beiden ehemaligen Zinnen je eine quadratische Öffnung durchgebrochen, wie sie bereits aus der Pfarrscheune bekannt waren. Dort scheint diese Schartenform jedoch die einzige Variante in den zugesetzten Zinnen zu sein.

Diese quadratischen Öffnungen wiederum wurden in der letzten Phase vor der Aufhebung des Wehrgangs 1718 auf Schusslöcher von 20×20 Zentimeter verkleinert. Sie lagen auf Schulterhöhe und weiteten sich gegen aussen nach unten und auf die Seiten bis auf die Aussenmasse von 1,1 Meter Höhe und 55 Zentimeter Breite.

Die unterschiedlichen Befunde der ältesten, in die Zinnen gesetzten Scharten im untersuchten und im benachbarten Abschnitt lassen vermuten, dass beide Arten der Laibungsöffnungen gleichzeitig in Gebrauch waren, eventuell sogar in derselben Umbauphase erstellt wurden. Geschah dies aufgrund verschiedener Waffen wie Bogen, Armbrüste und Büchsenarten oder unterschiedlicher Bauverantwortlicher? Hier ist weitere Forschung nötig.

Durchführung: Claudia Spiess

Bericht: Anita Springer

Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
April und Mai 2016

Der Bereich der Stadtmauer mit den Spuren der Veränderungen im Laufe der Zeit.



Laufen, Viehmarktgasse: Wassergraben und Bautappen der Stadtmauer

Laufen, Viehmarktgasse, Übersicht über die Baustelle. Eine der von innen an die Stadtmauer gestellten Neubauten steht bereits.

Bereits im Jahr 2009 wurden ein 17 Meter langer Abschnitt der mittelalterlichen Stadtmauer von Laufen im Bereich der niedergebrannten Scheune an der Viehmarktgasse Nr. 39 und ein weiteres Stück an der Rennimattstrasse archäologisch untersucht (s. Jahresbericht 2009, 80–85).

Mit der neuen Überbauung, die insgesamt drei Mehrfamilienblöcke innerhalb und ausserhalb der Stadtmauer vorsieht, wurde 2016 begonnen. Der Abbruch der von innen an die Stadtmauer gebauten Liegenschaft Nr. 45 sowie der anschliessende, bündig zur Mauer erfolgte Aushub der einen Baugrube erlaubte es, die nördliche Fortsetzung der Stadtmauer über eine Länge von 37 Metern in ihrer gesamten Höhe inklusive Fundamentbereich zu dokumentieren. Zudem war durch eine weitere Abtiefung des Geländes im Stadtgraben für die Setzung von Punktfundamenten ein grossflächiger Einblick in die geologischen Gegebenheiten möglich. Die geoarchäologische Analyse in diesem Bereich lieferte wichtige Ergebnisse zu den mittelalterlichen Terraineingriffen – Grabenaushub, mutmassliche Stabilisierung der Böschung, Kanalstruktur mit Kieswall – und neue Erkenntnisse zur Bauabfolge der Laufener Befestigungsanlage.

Das mittelalterliche Laufen liegt auf einer Niederterrasse der Birs, die aus mehreren horizontal abgetrepten Schotterfeldern besteht und im Norden



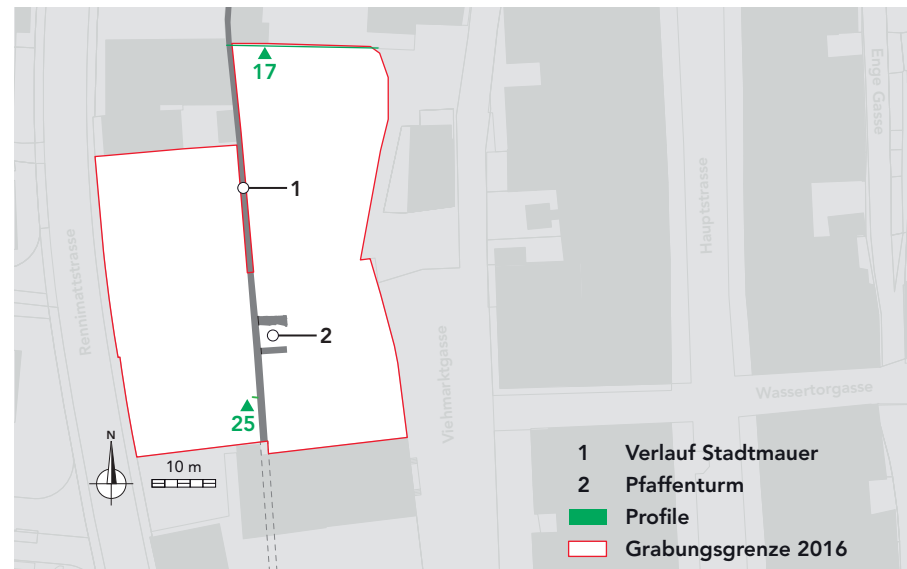
und Westen durch ein Plateau aus lössbedeckten Jurakalken begrenzt wird. Der Mauerabschnitt an der Viehmarktgasse verläuft ungefähr parallel zu einer Terrassenkante, einem Teilfeld der Niederterrasse. Die Grabenschnitte zeigten in ihrer Stratigrafie den Bauvorgang der Mauer im Wechsel mit der Wasserführung im Stadtgraben.

Der Graben besitzt als äussere Begrenzung keine Kontermauer im eigentlichen Sinn, sondern eine mächtige dammartige Anschüttung aus lehmigem Kies. Die Sohle besteht aus dem anstehenden Birsschotter, dessen Oberfläche zur Grabenbildung künstlich abgetragen wurde. Darüber folgen zwei Meter mächtige Feinsedimente. Diese Stillwasserablagerungen deuten darauf hin, dass das Wasser hier zumindest temporär stand oder nur sehr langsam floss. Dessen mögliche Fliessrichtung bleibt unerkannt.

Im Fundamentbereich der verputzten zweischaligen Stadtmauer verzahnt sich die feine Grabenfüllung mit den mörtelhaltigen Schichten der Bauvorgänge und denjenigen der Verwitterungs-

horizonte. Über dem gekappten Birsschotter liegt der erste Bauhorizont, worauf Kalksteinabschläge der Mauersteine hinweisen. Diese Schicht liegt auf dem Niveau der Oberkante des aus zwei Lagen bestehenden und auf der Stadtinnenseite bis zu 25 Zentimeter vorkragenden Vorfundamentes.

Übersichtsplan der Untersuchungen von 2009 und 2016 mit der Lage der besprochenen Schichtprofile.

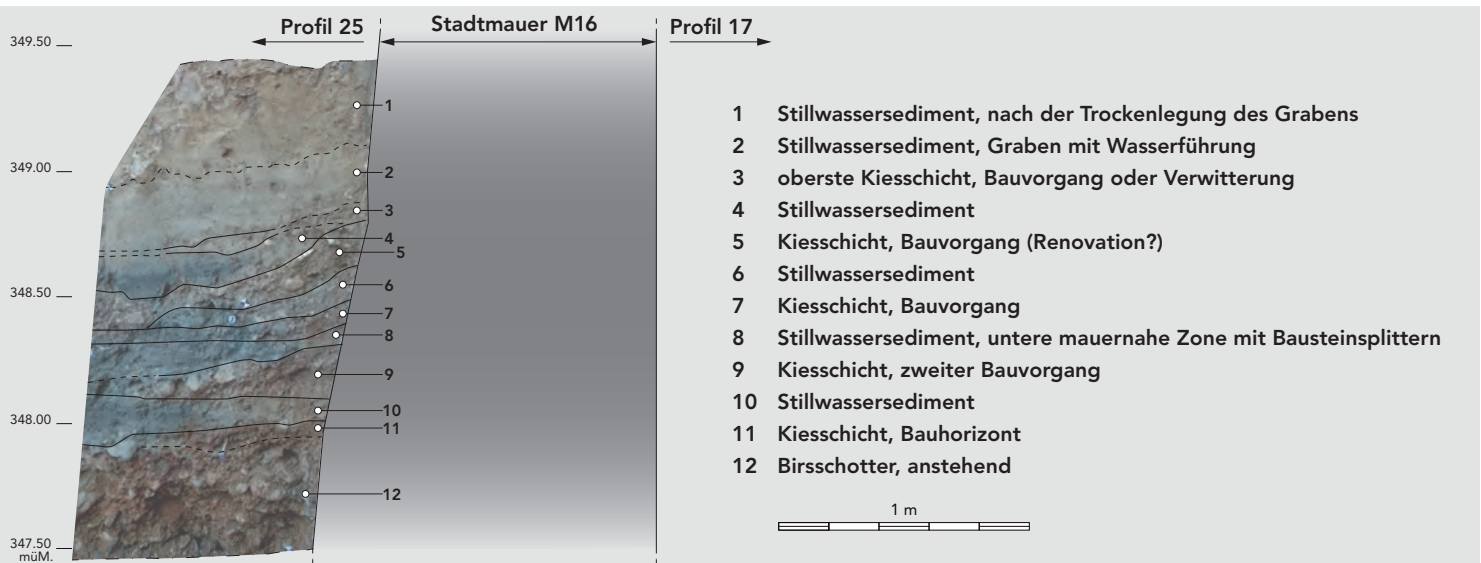


Bodenprofil quer zum Wassergraben mit Anschluss an die Stadtmauer, Blick nach Norden. Innerhalb der Mauer schliesst Profil 17 an (siehe S. 73).

Bereits während oder kurz nach Baubeginn muss das Vorgelände mit Wasser bedeckt gewesen sein. Ein zweiter Bauvorgang erfolgte während oder nach der Einleitung des Wassers in den Graben, wobei die Mauer damals bereits eine gewisse Höhe besessen haben muss, da die Mauermörtel vor ihrer Ablagerung schon ausgehärtet waren. Auf

der Stadtinnenseite lässt sich tatsächlich auf einer Höhe von rund 1,5 Meter eine horizontale Baustage mit den untersten Gerüststangenlöchern feststellen.

Im Folgenden wechseln sich in der Grabenverfüllung Stillwassersedimente mit Kiesschichten



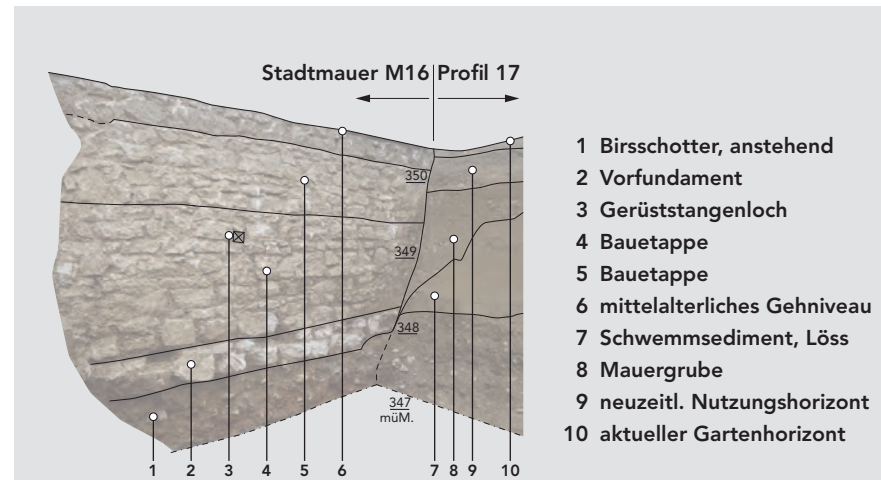
ab, wobei letztere Bausteinsplitter, die Sedimente Teichmuscheln (*Anodonta*) und Faulschlamm (organische Ablagerungen) enthalten. Eine mörtelhaltige Kiesschicht stammt möglicherweise von der weiteren Bauetappe, die rund 80 Zentimeter über der ersten endet. Falls eine obere Kiesschicht (Schicht 5 im Profil links) eine Bautätigkeit an der Mauer repräsentiert, hätte bis zu diesem Zeitpunkt bereits eine massive Ablagerung von Feinsedimenten im Graben stattgefunden. Dies könnte auf eine längere Bauzeit oder eine frühe Renovation der Stadtbefestigung hindeuten.

Aus der Stadtmaueruntersuchung von 1991 im alten Polizeiposten, im Anschluss an das Obertor, schliessen wir, dass die 1295 mit dem Stadtrecht ausgestattete Siedlung zuerst einen möglichst durchgehenden Mauerring von etwa 3,5 Meter Höhe erhielt. Erst nach dieser ersten Sicherung wurden die Mauern erhöht und die Befestigung ausgebaut. Tatsächlich sprechen diverse Hinweise dafür, dass im hier untersuchten Abschnitt die Mauer zumindest in den untersten beiden Metern

vom bereits ausgehobenen Graben her relativ zügig frei aufgebaut wurde. Eine Fundamentgrube besteht lediglich auf der Stadtmauerinnenseite.

Für die höheren Mauerbereiche scheint der Bauplatz nicht mehr vom Graben her begangen worden zu sein, da die Schichten mit Bauniederschlag

Blick nach Westen auf die Innenseite der Stadtmauer mit Eintragung der Bauetappen und der Mauergrube (Schicht 8).



In der Stadtansicht von Emanuel Büchel von 1755 ist die Stadtbefestigung noch mit einem Wehgang ausgestattet (Kupferstichkabinett Basel).

deutlich an der Mauer hochziehen und Trittsiegel in den Feinsedimenten fehlen. Arbeitsfugen finden sich in Abständen von 1–1,2 Meter, also idealen Arbeitshöhen, um die Steine noch heben zu können. Auf einer Höhe von etwa sieben Metern ab Fundament verliert sich das mittelalterliche Mauerwerk in jüngeren Abänderungen. Aufgrund

diverser Durchbrüche und des stark ausgeweiterten Mörtels ist die Grenze nicht klar definierbar. Die aktuelle Mauerkrone besass jedenfalls keine Wehrfunktion mehr. Auf der Darstellung von Emanuel Büchel von 1755 ist die Mauer zumindest im Norden und Osten der Stadt noch mit Schiesscharten und Wehgang ausgestattet.



Die oberste Kiesschicht enthält ebenfalls Mörtel, der eventuell den Bauabschluss markiert oder auf bereits abgewitterte Verputzreste zurückgeht. Handelt es sich dabei womöglich um die 1523 schriftlich belegte Reparatur an einem nicht genauer benannten Mauerabschnitt im Westen an der Strasse gegen Röschenz, der *nidergelassen* war? Darüber folgt nochmals ein mächtiger Stillwasserhorizont mit viel Schwebefracht und wenig organischem Material, wobei der obere Bereich nach der Trockenlegung des Grabens entstanden ist. Zuoberst findet sich ein etwa 50 Zentimeter dicker humoser Gartenhorizont.

Der mittelalterliche Gehhorizont muss innerhalb der Stadtmauern dem heutigen Niveau entspro-

chen haben. Dafür spricht neben der Mauergrube unter anderem auch eine reduzierend-grau gebrannte, kleine Topfscherbe mit Lippenrand, die aus dem 13. Jahrhundert stammen dürfte und in einer Mauerspalte auf dem aktuellen Niveau klebte. Im 16. oder 17. Jahrhundert erhielt ein Grossteil der vom aktuellen Bauprojekt betroffenen Parzelle auf Höhe des mittelalterlichen Niveaus eine Schotterrollierung, die das Areal als Platz auszeichnet. Spätere Überbauungen und Gartennutzungen liessen die letzten Befunde aus der Zeit des Stadtmauerbaus verschwinden.

Auch das aktuelle Überbauungsprojekt fordert weitere Opfer. Es sieht im Bereich des bereits bestehenden breiten Mauerdurchbruchs die Einfahrt zu einer Tiefgarage vor. Entfernt werden dabei die einst bodeneben abgebrochene und noch erhaltene nördliche Wangenmauer des Pfaffenturms sowie der untere Bereich der Stadtmauer. Die Fundamente wurden vor der kompletten Zerstörung archäologisch erfasst. Im Folgejahr 2017 werden die zurzeit abgedeckten Mauerkronen dokumentiert sowie die Fläche im Bereich der 2009 abgebrann-

ten Scheune innerhalb der Stadtmauer archäologisch untersucht.

Bericht: Anita Springer
Geoarchäologische Analyse: Philippe Rentzel,
IPNA Universität Basel
Juni 2016 (noch nicht abgeschlossen)

Unser Team während der Freilegung der Stadtmauer mit angebauter Turmwange. Blick nach Süden an die noch stehenden Reste des Pfaffenturms.



Liestal, Rathausstrasse 68: die Zinnen des alten Spitals

Liestal, Rathausstrasse 68. Im Originalplan von Jacob Meyer von 1663 besitzt das Haus rechts des Spitals (mit Dachreiter) erst zwei Obergeschosse.

Die oberen Etagen des Wohnhauses mit Ladengeschäft an der Rathausstrasse 68 wurden anfangs Jahr nach einer Sanierung 1991, die ohne archäologische Begleitung erfolgt war, erneut umgebaut. Putzentfernungen an einigen Stellen der Brandmauer zwischen dem Untersuchungsobjekt und dem im Süden angrenzenden und bis 1813 als Spi-

tal dienenden Kopfbau der Häuserzeile lieferten immerhin einige Erkenntnisse. So war eine ältere, tiefer gelegene Giebelsilhouette beobachtbar.

Es war nicht festzustellen, ob es sich dabei um die Aussenseite des Vorgängerspitalbaus oder um die Innenseite des hier untersuchten Hauses handelte. Ein älterer Spitalbau ist jedenfalls urkundlich nachgewiesen. Aber auch das aktuell untersuchte Gebäude wird auf dem Plan von Jacob Meyer 1663 erst mit zwei Obergeschossen abgebildet und erreicht somit ebenfalls noch nicht die Höhe des Treppengiebels. Dass das Spital zuerst höher als der nördliche Nachbar war, bezeugen zudem die beiden einst zum Spital gehörenden zugemauerten Giebelfenster.

Über der ältesten Giebelmauer kam ein zum einstigen Spital gehörender Treppengiebel zum Vorschein. Dank einer Bauinschrift lässt sich dieser in die Jahre 1602–05 datieren. Die Baufähigkeit des mittelalterlichen Spitals verlangte einen Neubau,



der mit dem damaligen Ratsherr Andreas Ryff und seiner Gemahlin Margrethe Brunner ein Stifterpaar fand. Schon vorher war das Siechenhaus in Liestal neben denjenigen in Pratteln und St. Jakob eine wichtige Auffangstation für Kranke und Sterbende des ganzen baselstädtischen Untertanengebiets. Das Pflegegeld wurde in Korn bezahlt.

Treppengiebel waren typisch für repräsentative, statu strächtige Gebäude der frühen Neuzeit. In Baselland finden sich wenige Vergleiche an Bauern- und Bürgerhäusern, Pfarrhäusern und profanen Herrschaftsbauten; anscheinend frühestens ab dem Ende des 16. Jahrhunderts (Oltingen-Pfarrhaus und Ormalingen-Hauptstrasse 156/157) und vermehrt im 17. Jahrhundert. Indem sie die Dachhaut überragten, sollten sie nicht nur der Zierde dienen, sondern auch zusätzlichen Schutz bei Bränden vor dem Übergreifen der Flammen auf benachbarte Liegenschaften bieten. Mit der Aufstockung des neu untersuchten Gebäudes wurde der Treppengiebel übermauert und verschwand

in dessen Dachraum. Die Fassade des ehemaligen Spitals ist eine Neugestaltung von 1869.

Durchführung: Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Januar 2016

Der durch das Untersuchungsobjekt übermauerte Treppengiebel war einst freistehend.





Muttenz, Burggasse 8.

Blick von Innen an den Firstständer und die rauchgeschwärzte südliche Giebelwand mit lehmverkleidetem Flechtwerk und Rauchloch aus der Bauzeit.

MuttENZ, Burggasse 8: das älteste Haus im Baselbiet

Die Sensation war perfekt, als die Holzaltersbestimmung das schäbig anmutende Häuschen an der Burggasse in MuttENZ ins frühe 15. Jahrhundert datierte: Schlagjahr Winter 1417/18! Mit einem Alter von 600 Jahren handelt es sich um das älteste noch stehende, nicht herrschaftliche Gebäude in einem dörflichen Kontext der ganzen Nordwestschweiz. Zurzeit wird ein Restaurierungsprojekt ausgearbeitet. Die Bauuntersuchung ist daher noch nicht abgeschlossen.

Nur 60 Meter von der hochmittelalterlichen Kirche St. Arbogast entfernt, liegt das Gebäude im Zentrum des historischen Dorfkerns von MuttENZ und an einem mittelalterlichen Strassenzug. Die Burggasse führte – wie der Name sagt – zu den drei Festen auf dem Wartenberg. Als das Gebäude 1418 aufgerichtet wurde, waren die drei Anlagen jedoch schon mehrere Jahrzehnte aufgelassen. Die Gasse war noch Ende des 17. Jahrhunderts ein Nebenschauplatz der dörflichen Entwicklung. Bauliche «Modernisierungen» erfuhren vor allem die Hauptstrasse und das Oberdorf. So finden sich

auf der Abbildung von Georg Friedrich Meyer um 1680 in der Nachbarschaft noch weitere Gebäude mit gleicher Orientierung und Ausmassen, aufgrund deren man für diese Häuschen ebenfalls einen mittelalterlichen Ursprung vermuten darf. Die Lage an einer Gasse, die nach Aufgabe der Wartenbergburgen an Bedeutung verloren hatte,

In der Skizze von Georg Friedrich Meyer um 1680 sind an der Burggasse mehrere auffällig schmale, giebelständige Gebäude eingezeichnet (Staatsarchiv Baselland).



Das Nachbargebäude ist konstruktiv mit dem Haus an der Burggasse verbunden, archäologisch jedoch noch nicht untersucht.

hat sicher zum beinahe unveränderten Erhalt des Untersuchungsobjektes bis in unsere Zeit beigetragen.

Das ursprünglich nur $6 \times 6,7$ Meter messende, giebelständig zur Strasse stehende Häuschen besitzt als Kernkonstruktion ein Ständergerüst aus Eichen-

holz. Dieses Gerüst bestand aus einem Rahmen, der Grundschwelle. Von ihr ging auf beiden Giebelseiten je ein über die beiden Vollgeschosse bis unter den First durchlaufender so genannter Firstständer oder Hochstud ab. Wahrscheinlich liefen auch die vier Eckständer vom Erdgeschoss übers Obergeschoss bis unters Dach durch. Hier bringt die noch laufende Untersuchung hoffentlich Klarheit. Die zwischen den Ecken stehenden Ständer, die Wandstiele, sind jedenfalls geschossweise abgebunden und liegen im Erd- und Obergeschoss nicht übereinander. Versteift wurde das Gerüst mit Kopfbändern. Die schrägen Holzverbindungen sind zeitgemäss überblattet.

Das mit 35 Grad eher flache Dach besass über den First gehängte Rafen. Zur Aussteifung verliefen unter dem First über die ganze Gebäudelänge ein Unterfirst sowie unter den randlichen Rafen die Sperrrafen, die mit dem Unterbau verbunden waren. Die Rafen bestehen aus grob zugebeilten Stämmen der Wild- oder Vogelkirsche. Die Kirsche ist ein Hartholz, machte etwa 10% des mittelalterlichen Waldbestandes aus und wird auch als

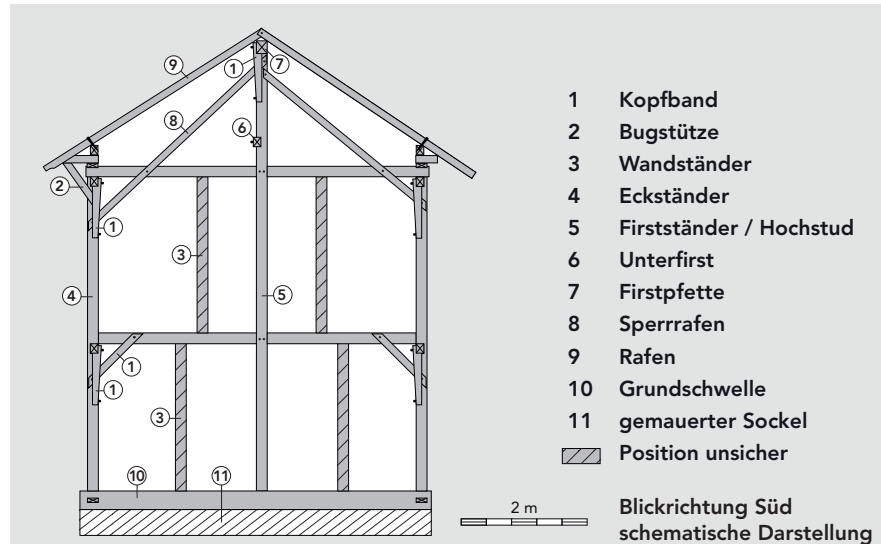


«Eiche des kleinen Mannes» bezeichnet. Es wurde also verbaut, was der lokale Wald hergab. Andererseits wurden aber auch Balken und Bretter verwendet, die von weiter her kamen. So weisen mehrere Deckenbalken des Erdgeschosses sowie einige der darüber gelegten Bretter Bohrlöcher auf, die vom Zusammenbinden für den Wassertransport zeugen. Das Vorkommen von Flößerholz wirft spannende Fragen zur Wirtschaftsgeschichte, zu den Besitzverhältnissen und der Waldnutzung auf, die an anderer Stelle weiter ausgeführt werden müssen.

Die flache Dachneigung eignete sich am besten für eine Schindeldeckung. Man wird sich etwa meterlange und 30 Zentimeter breite Schindeln vorzustellen haben, die mit einem Holznagel durchbohrt an den Dachlatten eingehängt wurden. Möglich wäre auch das Annageln von kleineren Schindeln auf ein Unterdach aus Brettern, was nicht zuletzt hinsichtlich der teuren Eisennägel eine ungleich luxuriösere Variante gewesen wäre. Zu unbekannter Zeit wurden die Schindeln durch einfach gelegte Biberschwanzziegel ersetzt.

Die Wände waren mit Lehmflechtwerk mit runden Staketen aus Kirschholz ausgefacht. Die Wandhöhe halbierende Riegel, wie sie von Fachwerkbauten (Riegelbauten) bekannt sind, fehlen hier. Dabei ist ein Grossteil des hinteren, südlichen Giebels im Ober- und Dachgeschoss noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben. Die

Konstruktionsskizze:
Durch einen separaten Auflagebalken, unterlegt mit jeweils drei (?) Stichbalken, wird das Dach flacher als üblich.



Südliche Giebelfassade mit bauzeitlichem Lehmflechtwerk. Der Mörtelputz und das Fenster sind jüngere Zutaten aus der Zeit vor 1652.

Fassade wurde erst 1813 mit dem Erweiterungsbau verdeckt, hatte also 400 Jahre lang der Witterung getrotzt!

Im Erdgeschoss ist eine Bodenisolierung geplant, die durch eine Ausgrabung begleitet werden soll. Obwohl das mittelalterliche Niveau sich eher über

der aktuellen Bodenhöhe befunden haben dürfte, erhoffen wir uns, durch Kleinfunde die Nutzung des Gebäudes weiter klären zu können. Der Befund spricht beim momentanen Kenntnisstand für ein einräumiges Erdgeschoss, das an der Ostseite mit einer Feuerstelle ausgestattet war, wo sie sich übrigens noch heute befindet.

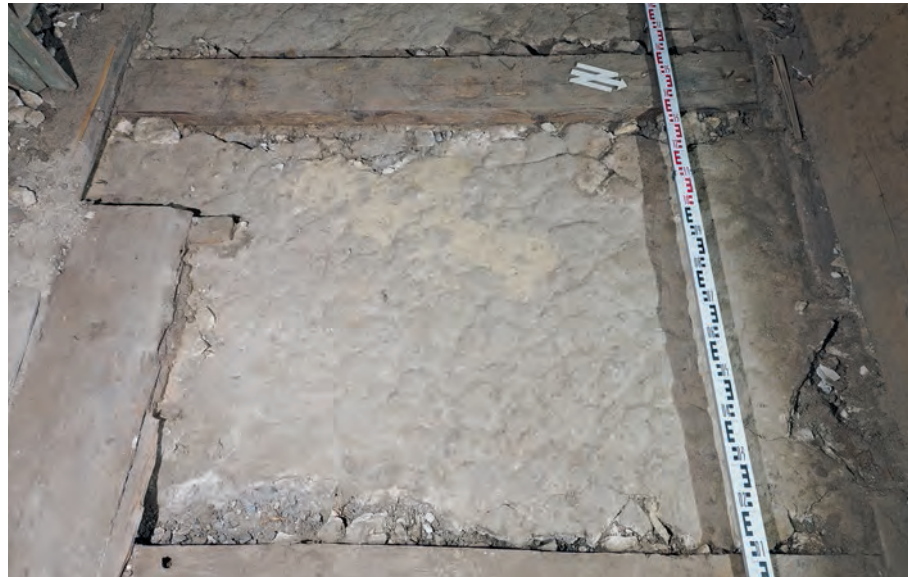
Der ursprüngliche Eingang ist nicht nachzuweisen. Er befand sich möglicherweise zur Gasse hin. Eine breite Fase und eine Nut für einen Wechsel bezeugen eine entlang der Westwand ins Obergeschoss führende Innentreppe. Das Obergeschoss besass eine durch eine Ständer- oder Bohlenwand strassenseitig abgetrennte Kammer und einen Vorraum. Letzterer war mit einem Tonplattenboden belegt, die Wohnkammer mit einem massiven Mörtelgussboden. Der Zugang in den flachen Dachraum – es gilt ihn noch nachzuweisen – muss über eine Stiege im Bereich des Vorraumes erfolgt sein.



Aufgrund der bescheidenen Gebäudemasse und des einräumigen Erdgeschosses ist an einen Handwerkerbetrieb zu denken, in dem mit Feuer handliert wurde. In Frage kommen etwa Schmied, Küfer, Wagenmacher, Seifensieder oder dergleichen. Dass das Obergeschoss von Anfang an als Wohnung genutzt wurde, ist denkbar. Rund 200 Jahre nach dem Aufrichten des Ständerbaus, gemäss Jahrringdatierung im Winter 1602/03, wurden die strassenseitige nördliche Giebelfassade, die gassenseitige Traufe im Osten sowie das Erdgeschoss der Rückseite im Süden wohl wegen Feuchtigkeitsschäden versteinert, indem man das Flechtwerk entfernte und die Mauer jeweils knapp ausserhalb des Holzgerüsts hochzog. Die Wandständer wurden bis auf die untersten, morschen Partien stehengelassen, die Bereiche zwischen den Ständern ausgemauert, schliesslich die Grundschwelle – wohl etappenweise – entfernt und ausgemauert. Spätestens jetzt diente das Obergeschoss bescheidenen Wohnzwecken. Über dem Mörtelstrich

in der vorderen Kammer wurde ein Bretterboden verlegt, die traufseitige Fensteröffnung durch ein gekehltes Steingewände ersetzt. In späteren Zeiten erhielt das Gemach eine Täferdecke und statt der alten Trennwand zum Vorraum mit wahrscheinlicher Herdstelle eine einfache Bretterwand. Die Versteinerung brachte im Weiteren die Unter-

Der Mörtelboden in der Wohnkammer des Obergeschosses, mit Lehmunterbau auf den Deckenbrettern von 1418 liegend (und jüngerer Balkenunterlage).



Die Stube im Erdgeschoss. In der Bildmitte ein 1602/03 eingemauerter Wandständler von 1417/18.

teilung des Erdgeschosses in eine strassenseitige Kammer und einen rückwärtigen Raum mit Feuerstelle. Die rund 1,4 Meter breite strassenseitige Öffnung deutet auf eine kurze Weiternutzung als Werkstatt hin, bevor noch vor 1680 ein einraumgrosser Anbau dieses «Loch» in der Fassade bereits

wieder verschloss. Der Vorbau ist auf der Feldskizze des Geometers Meyer bereits dargestellt. Die neue Stube erhielt ein Wandschränkchen und in der Traufseite ein Fenster mit Nische.

Wiederum 200 Jahre später, gemäss Dendrodatierung 1812/1813, wurde die Südseite erweitert, die streifenartige Parzelle also nach hinten überbaut. Mit dreiseitigem Mauerwerk stiess das neue Erdgeschoss an die gemauerte Rückwand des Kernbaus. Darauf wurde ein Ständergerüst aus Nadelholz mit stehendem Stuhl gestellt. Das Erdgeschoss enthielt einen Kellerraum. Im Ober- und Dachgeschoss lieferte der Ausbau grosszügigen Lagerraum.

Die dritte und letzte Erweiterung erfolgte erneut im Süden. Das gemauerte Erdgeschoss beherbergte bis zuletzt die Waschküche. Das schopffartige Obergeschoss ist mit einem quer gestellten Pultdach überdacht. Warum mit einer Vergrösserung 400 Jahre zugewartet wurde, bleibt unbekannt. War kein zusätzlicher Platz nötig? Fehlte es an finanziellen Mitteln oder einer Baubewilligung?



Oder existierte eventuell eine Überbauung im hinteren Parzellenbereich, die abgegangen ist und wir deshalb nicht kennen?

Die Konstruktion des ursprünglichen Baus ist die Urform unserer Fachwerkhäuser und ein Zeugnis mittelalterlicher Bautradition. Das Gebäude verkleinert die Forschungslücke zwischen dem geplanten Reihnhaus des späten 14. Jahrhunderts, wie es aus dem frühstädtischen Laufen bekannt ist, und den bisher ältesten erforschten Steingebäuden des Baselbiets aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Es ist einer der letzten Bauten mit intakten, funktionierenden Hochstüden, die ab dem späteren 16. Jahrhundert aufgrund der obrigkeitlichen Bauvorschriften zunehmend entfernt wurden und verschwanden. Es repräsentiert den Versteinerungsvorgang exemplarisch. Glücklicherweise hat die ausgebliebene Modernisierung im Innern des Gebäudes den ursprünglichen Charakter inklusive vieler alter Oberflächen erhalten. Es bietet so ein einmaliges Zeitfenster in das späte Mittelalter.

Durchführung: Claudia Spiess

Bericht: Anita Springer

Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
August 2016 (noch nicht abgeschlossen)

Das Dach wird abgedeckt und mit einer Folie wintersicher gemacht.





Benwil, Hauptstrasse 38.
Strassenseitige Fassade
mit vorgesetztem Erwei-
terungsbau der Zeit vor
1749.

Bennwil, Hauptstrasse 38: ein unscheinbares Haus versteckt Geschichte

Ein Umbau im Wohnhaus an der Hauptstrasse 38 in Bennwil rief die Archäologie Baselland auf den Plan.

Heute sieht das untersuchte Objekt mit seiner Gaube und der zementverputzten Fassade für den ungebübten Betrachter eher wie ein Wohnhaus aus dem letzten Jahrhundert aus. Doch bereits der Kartograf Georg Friedrich Meyer, der im Basler Herrschaftsgebiet zwischen 1678 bis 1681 alle Dörfer zeichnerisch aufnahm und vermasste, hielt es auf seinen Plänen fest. Auch Emanuel Büchel, der diverse Dorfansichten zeichnete, stellte 1749 das Haus in der Dachlandschaft dar. Doch damit nicht genug: Das Gebäude besitzt immer noch diverse hochwertige Details aus dem späten 16. Jahrhundert!

Bereits damals wurde das Haus in Stein errichtet und nicht – wie noch weit verbreitet und in Bennwil heute noch in Überresten zu beobachten – mit einem Holzgerüst aus Ständern und Hochstüden sowie einem Strohdach konstruiert. Das Steinhaus stand frei und scheint ausschliesslich Wohnzwe-

cken gedient zu haben. Der beinahe quadratische Grundriss von zehn auf zwölf Meter ist typisch für spätgotische Wohnhäuser in unserer Region. Die Analyse der Deckenbalken und des Dachstuhls datiert das Schlagen der Bauhölzer in den Winter 1561/62. In dieser frühen Zeit war das Bauen in

Georg Friedrich Meyer hat das Haus um 1680 bereits gezeichnet (Staatsarchiv Baselland).



Stein ein Privileg, das sich nur betuchte Dorfbewohner leisten konnten.

Durch ein schmuckes Türgewände betrat man von der Giebelseite her direkt die in der hinteren Haushälfte untergebrachte Küche im Erdgeschoss. Die Herdstelle lag an der massiven Innenmauer. Die

beiden Stuben waren platzseitig untergebracht, die grosse mit einem Kachelofen versehen. In der kleineren Kammer ist der breit gefaste Balkenrahmen einer spätgotischen Holzdecke bis heute erhalten geblieben. Unter dem bretterschalten Laubenaufgang befand sich ein Aussenbackofen, den man von der Küche her einfeuern konnte. Dieser wurde in den warmen Monaten zum Brotbacken benutzt, um zu verhindern, dass mit dem Stubenofen das ganze Haus aufgeheizt wurde. Der Ansatz des Ofengewölbes ist noch erhalten.

Die heutige Laube griff bereits damals mit ihren Balken in ein im Westen anschliessendes Gebäude ein. Diese Ökonomie, mit der am Tenntor angebrachten Jahreszahl 1781, besass also einen Vorgängerbau, der schon auf dem Plan von Meyer abgebildet ist. Der einräumige Anbau vor der Laube

Auf der Südansicht des Dorfes von Emanuel Büchel von 1749 ist der Gebäudekomplex im Hintergrund erkennbar.



>
Aussenansicht des teilweise bereits abgebrochenen Aussenbackofens unter dem Laubenaufgang.

erfolgte vor 1749, wie die Darstellung von Büchel zeigt. Auch hier stammt die Jahreszahl «1834» über dem Eingang also von einem späteren Umbau.

Das Wohnhaus und die Ökonomie sind anschauliche Beispiele, wie der Schein trügen und hinter unspektakulären Jahreszahlen an der Fassade ein

viel geschichtsträchtigeres Bauwerk verborgen sein kann.

Durchführung: Claudia Spiess und Anita Springer
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Juni 2016

Seitliches Eingangsportal in die Küche und laubenüberdeckter Bereich zwischen Kernbau und Ökonomie.



Buus, Zuzgerstrasse 9.
Darstellung von Sonne,
Mond und Stern, Tag
und Nacht, auf der neu
entdeckten Fenstersäule
im Obergeschoss.
Der Sichelmond auf
der linken Seite ist
nur noch schwach
erkennbar.



Buus, Zuzgerstrasse 9: zwei reich verzierte Fenstersäulen

Bei einem Umbau in den 1970er Jahren staunte die Bauherrschaft wohl nicht schlecht, als das Prunkstück zum Vorschein kam – auf jeden Fall war es ein Artikel in der National Zeitung wert: Man war im Erdgeschoss auf eine reich reliefierte Fenstersäule gestossen. Mit der Jahreszahl «1564» datierte diese auch gleich das Haus. Das Bijou steht noch heute zwischen zwei Bögen von ehemals spätgotischen Fenstern.

Ein geplanter Umbau im Obergeschoss bot Gelegenheit, einen Teil des alten Hauses zu begutachten. Die Lage der beiden nahe beieinander liegenden, mit Stichbogen überwölbten Stubenfenstern liess hoffen, und tatsächlich brachte eine kleine Sondierung eine zweite Fenstersäule zum Vorschein. In weiteren Fensternischen des Obergeschosses sind zudem Sitzbänke erhalten geblieben.

Die neu entdeckte Fenstersäule befindet sich im ersten Stock auf der Giebelseite gegen die Strasse hin. Obwohl derzeit noch nicht vollständig freigelegt, zeigt sich bereits eine reichhaltige Steinmetzarbeit:

Beide Kanten des rechteckigen Säulenschafts sind als spiralförmig verzierte Leisten, so genannte Taustäbe, ausgebildet, die Fläche dazwischen halbiert und je mit diagonal gegeneinander laufenden Kannelüren versehen. Den oberen Schaftabschluss bildet eine fein scharrierte Fläche mit stilisierter Sonne mit Gesichtchen, Stern und Mondsichel. Das Kapitell

Die Giebelseite mit dem seitlichen Aufgang ins Obergeschoss. Die neu entdeckte Fenstersäule befindet sich zwischen den beiden Fenstern mit Schlagläden.



In Meyers Zeichnung der Zeit um 1680 ist die zentrale Situation am weiträumigen Dorfplatz gut zu erkennen. Vorne rechts der Mühlenkomplex.

wird ehemals mit umlaufendem, doppeltem Wulst versehen gewesen sein. Seitlich wurde die Säule mit einer Zirkelrosette verziert. Weiterer Dekor ist auf der noch verdeckten Seite anzunehmen. Die Kapitellfront mit umlaufendem Wulst und die Basis wurden vor dem Einmauern leider zurückgehauen.

Die Fenstersäulen wurden vermauert, als die Posamenterei mehr Licht erforderlich machte und man die Fenster vergrösserte. Die eine Seite der oberen Säule war allerdings noch bis ins 19. Jahrhundert sichtbar und wurde erst später verdeckt.

Das nahezu quadratische Wohnhaus wies von Beginn weg für jede Etage separate Eingänge auf, denn bereits Georg Friedrich Meyer zeichnete auf der abgewandten Hausseite einen Hocheingang. Das Gebäude war also stets für zwei Parteien oder Nutzungen ausgelegt. Heute ist es quer zur Firstachse in zwei Parzellen geteilt. Zentral im Gebäude befindet sich ein Rauchschlot, und nach der Neuunterteilung bedurfte es eines zweiten, den man dem strassenseitigen Giebel entlang führte. Die noch erhaltenen Teile eines russgeschwärzten Dachstuhls sind den Spuren zufolge bereits ein Ersatz des ursprünglichen Daches des 16. Jahrhunderts. Eine Holzaltersanalyse soll in dieser Hinsicht Klarheit bringen.

Das derart reich ausgestattete Haus nimmt im Ort eine Sonderstellung ein. Die Zeichnung Meyers



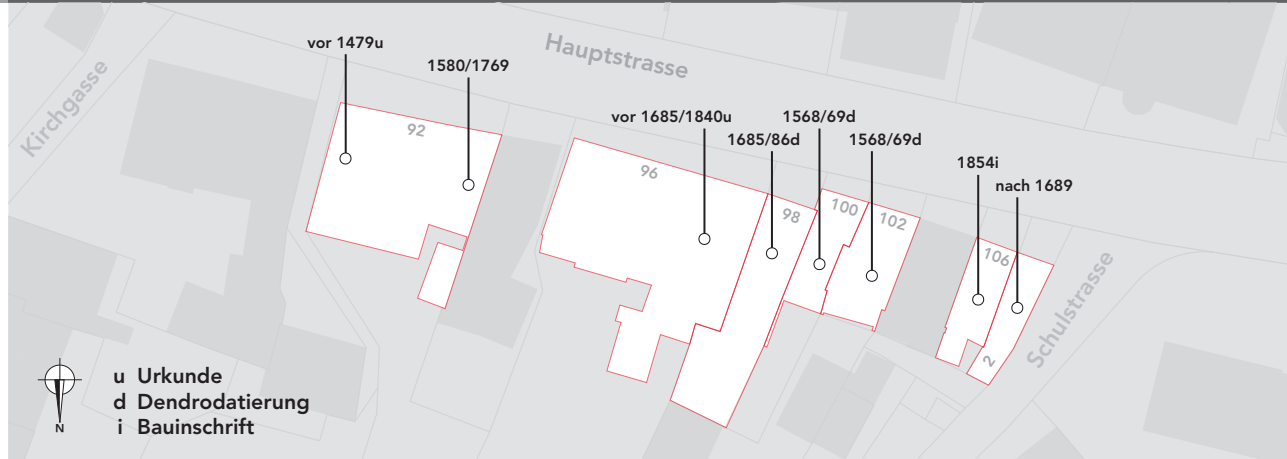
gibt um 1680 die auffällige Lage des freistehenden Steinbaus ohne Ökonomie eindrücklich wieder. Er steht nicht traufständig zur Ausfallstrasse wie die anderen Häuser, sondern mit der Trauffassade dem grosszügigen Dorfplatz zugewandt, nächst dem Dorfbrunnen, daneben ein grosser Bauerngarten, ein Speicher, Büsche und ein umzäunter

Baum, vielleicht der Richtplatz. Frühere Untersuchungen haben in der Nachbarschaft mehrere prunkvoll ausgestattete Steinhäuser aus den 1550er und 1560er Jahren nachgewiesen.

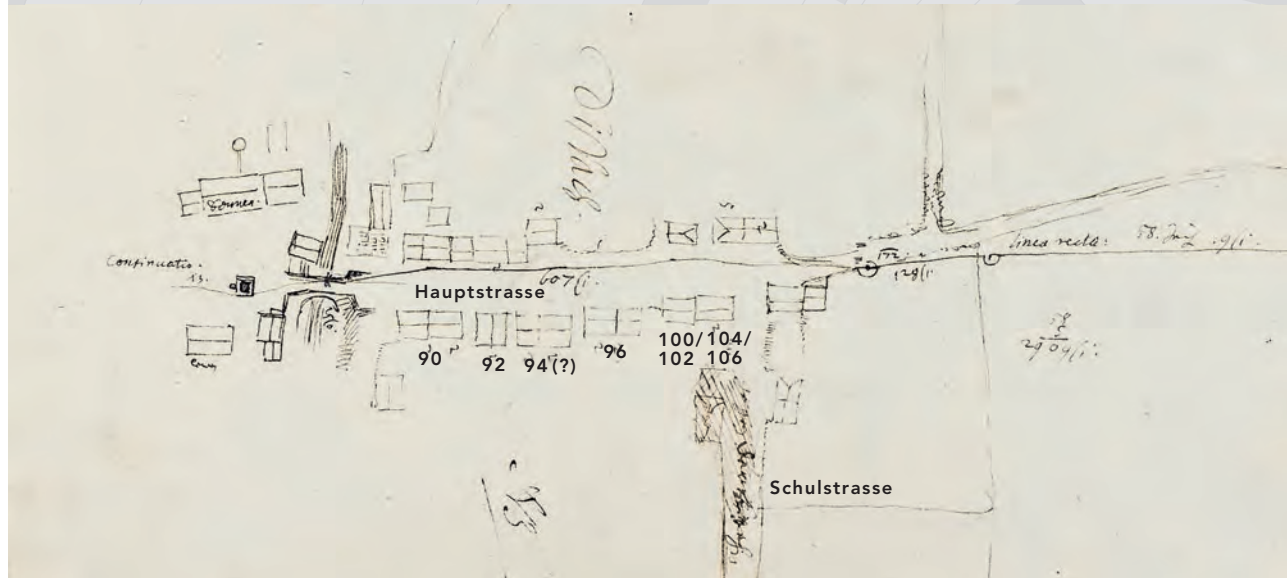
Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
November 2016

Die 1972 (links) und die 2016 (Mitte) entdeckte Fenstersäule sowie eine Fensternische mit erhaltener Sitzbank im Obergeschoss.





Sissach, Hauptstrasse.
 Vergleich des aktuellen
 Katasterplans (oben)
 mit der älteren Feld-
 aufnahme von Georg
 Friedrich Meyer von
 1681. Um die Orien-
 tierung zu erleichtern,
 sind die modernen
 Hausnummern einge-
 tragen. Im Kataster-
 plan sind zudem die
 bekannten Baudaten
 vermerkt. Süden ist
 oben!



Sissach, Hauptstrasse: Verdichtung im Dorf

Diverse kleinere Untersuchungen der letzten Jahre und begrenzte Einblicke in die Bausubstanz in mehreren Häusern in Sissach an der Hauptstrasse im Abschnitt Schulstrasse–Diegterbach beim alten Kirchengeviert erlauben erste Überlegungen zur Entwicklung dieser Häuserzeile. In den Bauvorgängen, die sich über 300 Jahre hinweg nachverfolgen lassen, sind eine Verdichtung zur geschlossenen Häuserzeile, Aufstockungen und rückwärtige Erweiterungen abzulesen. Erst mit der Aufhebung des Flurzwangs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt der Ausbaudruck im Dorfkern nach. Das Beispiel zeigt exemplarisch, dass sich mit den über die Jahre gewonnenen Informationen aus vielen einzelnen Gebäuden in der Summe grossräumige Entwicklungen nachzeichnen lassen, die es erlauben, eine Ortsgeschichte oder sogar die Kantongeschichte weiter zu schreiben.

Die heute getrennten Gebäude an der Hauptstrasse Nr. 100 und 102 waren ursprünglich eine bauliche

Einheit mit einem über die Breite beider Häuser übergreifenden Dachstuhl. Dieser datiert dendrochronologisch ins Jahr 1568/69. Das Gebäude besass damals nur ein Obergeschoss. Die noch vor Ort vorhandenen Wechsel in Nr. 100 belegen einen Kamin und einen Treppenaufgang im hinteren

Im jüngeren Ortsplan von Georg Friedrich Meyer von 1689–92 sind die An- und Neubauten seit 1681 rot hervorgehoben. Süden ist oben!



Die Mauerecke von Haus Nr. 100 mit angebauter Nr. 98 (links) und die mit Lauben versehenen Rückseiten der Häuser (rechts).

Gebäudeteil. Der zum Kernbau gehörende Keller liegt unter der strassenseitigen Stube von Haus Nr. 102. Bedeutet dies, dass die dazugehörige Ökonomie in den benachbarten, heute abgetrennten Liegenschaften 104 und 106 untergebracht war? Dafür könnte der junge Dachstuhl von Nr. 106

sprechen, der gemäss Bauinschrift aus dem Jahr 1854 stammt und mit der Gebäudeteilung aufgerichtet worden sein dürfte. Der Vorgängerstuhl verlief noch über beide Gebäude hinweg.

Hinten hinaus in Richtung Norden sind die Gebäude Nr. 100–106 durch Laubenanbauten nachträglich erweitert worden. Somit waren unabhängige Zugänge in die jeweils im Obergeschoss liegenden Wohnungen möglich. Gebäude 100 erfuhr seine Erweiterung und einen Ausbau der Wohnfläche bereits in den 1680er Jahren, wie im Vergleich der beiden innerhalb von acht Jahren entstandenen Planaufnahmen von Georg Friedrich Meyer abzulesen ist. Wann seine Aufstockung erfolgte, ist bisher unbekannt. Auch Nr. 98 und die rückwärtige Erweiterung von Nr. 92 stammen aus dieser anscheinend bautintensiven Zeit, in der die Häuser im Hinblick auf eine höhere Belegungsdichte modifiziert und in mehrere Haushaltungen unterteilt wurden. Im ganzen Kanton kennen wir



bisher jedoch erst wenige Neubauten aus diesem Zeitabschnitt.

Ein bemerkenswertes Detail findet sich in Nr. 102: Hier sind vom liegenden Dachstuhl zwei Binder mit angeblatteten Kopfbändern erhalten. Die Bänder steifen die Stuhlstreben mit den Kehlbalken aus und lassen diese somit die Funktion der fehlenden Spannriegel übernehmen. Die Blätter sind vielfältig und uneinheitlich geformt mit Haken und geschwungenen Stirnen. Die im Querschnitt rechteckige Mittelfette verläuft parallel zu den Sparren und ist in eigentümlicher Weise auf ihrer Oberseite nicht horizontal abgeschrägt. Dass die schräg liegende Mittelfette Ausschnitte mit horizontalem Grund für die Aufnahme der Kehlbalken aufweist, wirkt nach Meinung von Jakob Steinmann unbeholfen oder zeugt von einer eben neu aufkommenden Konstruktionsart. Vergleiche sind bisher keine bekannt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer, mit Dank an Jakob Steinmann, Waldenburg
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel, und Felix Walder, Zürich
April 2016 und Januar 2017

Der westliche Binder der Nordseite mit angeblattetem Kopfband von Haus Nr. 102 (Jakob Steinmann, August 2000).



Oberdorf, Hauptstrasse 54. Blick von der Strasse auf das Gebäude mit dem schmucken Portal.



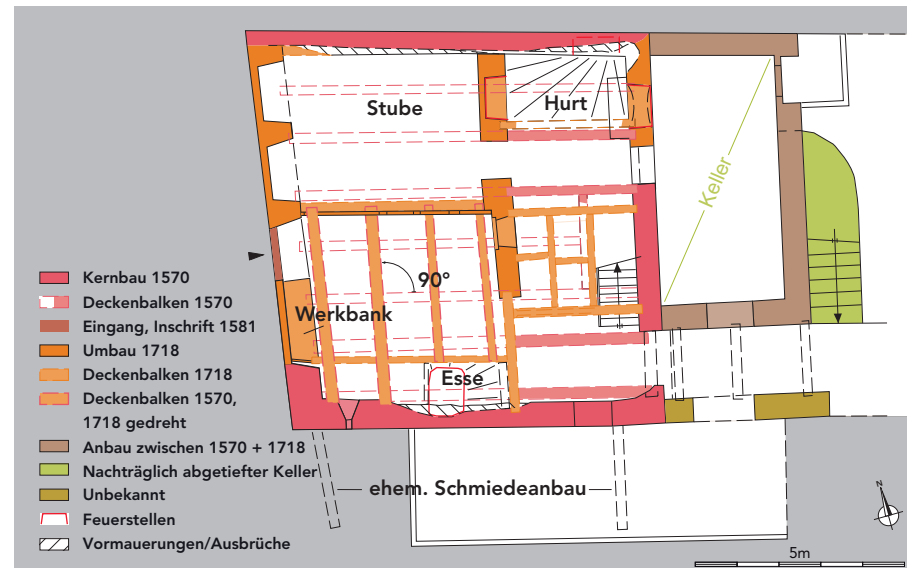
Oberdorf, Hauptstrasse 54: von der Metzgerei zur Schmiede

Das Gebäude an der Hauptstrasse 54 in Oberdorf fällt nicht nur durch seine Lage auf, indem es weit aus der Häuserzeile vorspringt und die wichtige Passstrasse über den Oberen Hauenstein zu einem leichten Knick zwingt. Bemerkenswert ist auch das reich dekorierte Portal aus Buntsandstein, das gemäss Inschrift ins Jahr «1581» datiert. Aus der bauarchäologischen Untersuchung und den dendrochronologischen Analysen der Deckenbalken im Erdgeschoss resultiert hingegen das Baudatum 1570.

Das Grundgerüst des Wohn- und Handwerkergebäudes war also erst elf Jahre alt, als die Tür- und Fensternische mit dem reich verzierten Sandsteingewände mit Jahreszahl und Metzgerbeil erstellt wurden. Es ist anzunehmen, dass gewisse Räumlichkeiten spätestens ab dann als Metzgerei genutzt wurden. Im 18. Jahrhundert folgten mit der Einrichtung einer Schmiede offenbar weitgehende Veränderungen: die heute noch erhaltene Hurt über der Esse datiert ins Jahr 1718. Die im

Gegensatz zum übrigen Gebäude in Nord-Süd-Richtung verlegten Deckenbalken der Werkstatt machten bereits von Beginn weg stutzig. Es stellte sich heraus, dass für die Deckenkonstruktion die vier südlich gelegenen Deckenbalken gekappt, um 90 Grad gedreht und auf der Trennwand zur

Grundriss des Gebäudes mit den eingetragenen Bauphasen.



Das Haus in der Skizze von Georg Friedrich Meyer aus der Zeit um 1680 mit Rundbogenfenster und Garten auf der Südseite.

nördlich anschliessenden Stube aufgelegt wurden. Weshalb dies geschah, ist nicht bekannt.

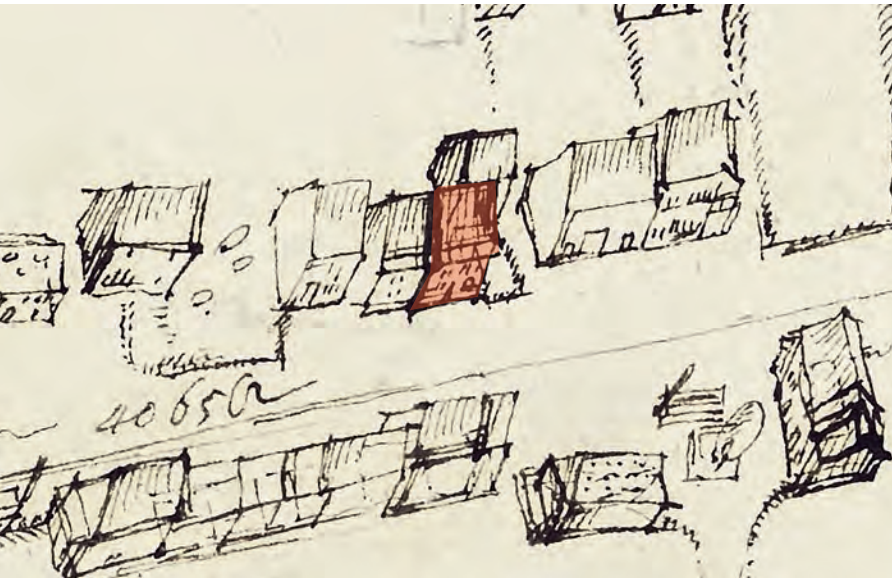
In derselben Zeit wurde die Stube mit einer gehobelten, unter die Deckenbalken montierten Täferdecke ausgestattet. Das rundbogige Fenster

neben dem Haupteingang wurde vergrößert und bot danach mehr Licht für die darunter installierte Werkbank des Schmieds.

Im rückseitigen Hof erweiterte ein nicht datierbarer gemauerter Anbau den Kernbau. Der darunter liegende Keller wurde nachträglich abgetieft und bedingte die Erhöhung des Fussbodens im Erdgeschoss um einen halben Meter. In der Folge wurde die Raumhöhe im gesamten Parterre angepasst und das Obergeschoss des Kernbaus erhöht.

An der Brandmauer zum nördlich anschliessenden Haus Nr. 56 befinden sich zwei mit einer gemeinsamen Hult überdeckte Feuer- oder Herdstellen. Welchem Zweck sie dienen, aus welcher Zeit sie stammen und weshalb die östliche Einrichtung bis einen halben Meter in die Brandmauer greift, lässt sich nicht bestimmen.

Im Dachgeschoss ist lediglich der Zustand nach der Erhöhung des Obergeschosses zu erkennen.



Den in den Südgiebel eingebauten Rauchschlot der Esse hat man in die Erhöhung des Giebels mit einbezogen. Das Dachgerüst wurde in jüngster Zeit gar ein weiteres Mal ersetzt. Einziger Hinweis auf ältere Bausubstanz sind einige wenige Bruchsteine, die noch auf einen Eckverband des Kernbaus hinweisen könnten.

Auf der Skizze von Meyer aus der Zeit um 1680 sind das rundbogige Fenster neben dem Haupteingang und ein Bauerngarten entlang des Südgiebels zu erkennen. Später, zur Zeit der Schmiedewerkstatt, stand vor dem Südgiebel ein Unterstand mit Klebedach, und die Giebelmauer wurde mit Eisenringen zum Anbinden von Pferden versehen. Die Ringe sind heute noch da.

Der Umbau wurde noch nicht vollzogen. Es ist gut möglich, dass nach dem Entfernen von modernen Verkleidungen und Verputzen noch weitere Beobachtungen zur Baugeschichte gemacht werden können.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Oktober und November 2016

Detail des reich verzierten Portals mit der Jahreszahl «1581» und einem Metzgerbeil im Wappenschild.





Ziefen, Kirchgasse 9.
Claudia Spiess bei der
Baudokumentation des
Dachraums oberhalb
des Tennis.

Ziefen und Wittinsburg: Nachfolger der Firstständerbauten

Das «Bauernsterben» in den Dorfkernen hinterlässt viele leerstehende Ökonomien. Um die grossen Volumina wirtschaftlich wieder sinnvoll nutzen zu können, werden sie zu Wohnungen umgebaut – so an der Kirchgasse 9 in Ziefen – oder die Ökonomie wird wie an der Oberdorfstrasse 4 in Wittinsburg für ein neues Wohnhaus vollständig abgerissen.

Die beiden untersuchten Gebäude haben einiges gemeinsam: Sie besitzen unspektakuläre Fassaden des 19. und 20. Jahrhunderts, die bezüglich historischer Bausubstanz keine Blicke auf sich ziehen. Trotzdem haben sie das Interesse der Archäologie geweckt. Verräterisch war beim Gebäude in Ziefen, dass es bereits 1679 als kleiner Steinbau kartografisch verzeichnet ist. In Wittinsburg verriet ein über die Fassade vorlugender Schwellenkopf eine

dahinterliegende Ständerkonstruktion. Tatsächlich verbargen sich hinter der Kulisse zwei noch weitestgehend erhaltene Ständergerüste der Zeit um 1700. Die drei- und vierschiffigen Konstruktionen scheinen eine die Firstständerkonstruktion mit strohgedecktem Walmdach ablösende Weiter-

Ziefen. Wandständer im ersten Obergeschoss mit Riegel mit Fugennägeln.

>
Ziefen. Einstige rückseitige Aussenwand mit Bohlenverschluss und angeblattetem Kopfband.



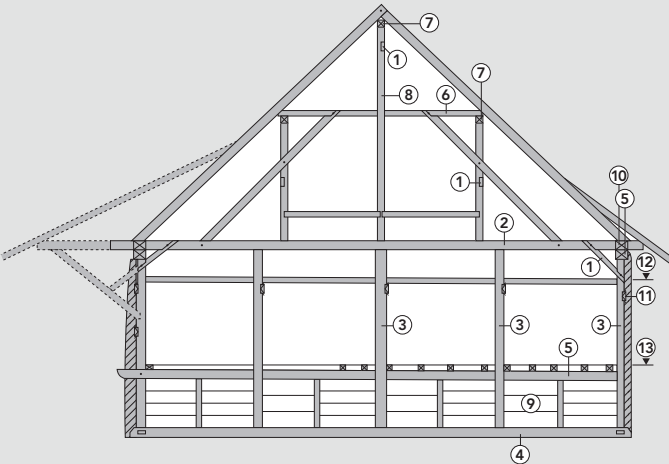
Wittsburg, Oberdorfstrasse 4. Schnitt durch den Wirtschaftsbau.

entwicklung mit Ziegeldeckung zu repräsentieren. Sie besitzen eingeschossige stehende Dachstühle. Die altertümlich anmutenden Kopfbänder sind verblattet, Aussen- und Innenwände grösstenteils mit liegenden Bohlen verschlossen, einzelne Partien aber auch gemauert. Beide Gebäude sind an ein steinernes Wohnhaus angebaut.

- 1 Kopfband
- 2 Dachbalken
- 3 Ständer
- 4 Grundschwelle
- 5 Stockrähm
- 6 Kehlbalken
- 7 Firstpfette
- 8 Firstständer
- 9 Bohlenständerwand
- 10 Auflagebalken für Sparrenköpfe
- 11 Tenntorsturz
- 12 Heubühne, Tenn
- 13 Stalldecke

▨ gemauert
▤ entfernt

2 m



Um den konstruktiven Ablösungsvorgang vom Ende des 17. Jahrhunderts noch häufigen Firstständer- zum Ständerbau mit nur unter die Dachbalken reichenden Ständern im Detail zu verstehen, fehlen noch weitere datierte Vergleiche. Ebenso unklar ist bisher, ob die bereits mehrfach festgestellten zweigeschossigen Stühle mit unterem liegendem und oberem stehendem Gerüst jünger oder ebenfalls gleichzeitig sind mit dem vorliegenden Typ. Aus Spargründen sind die Möglichkeiten der Archäologie Baselland hinsichtlich Holzdatierungen leider sehr eingeschränkt.

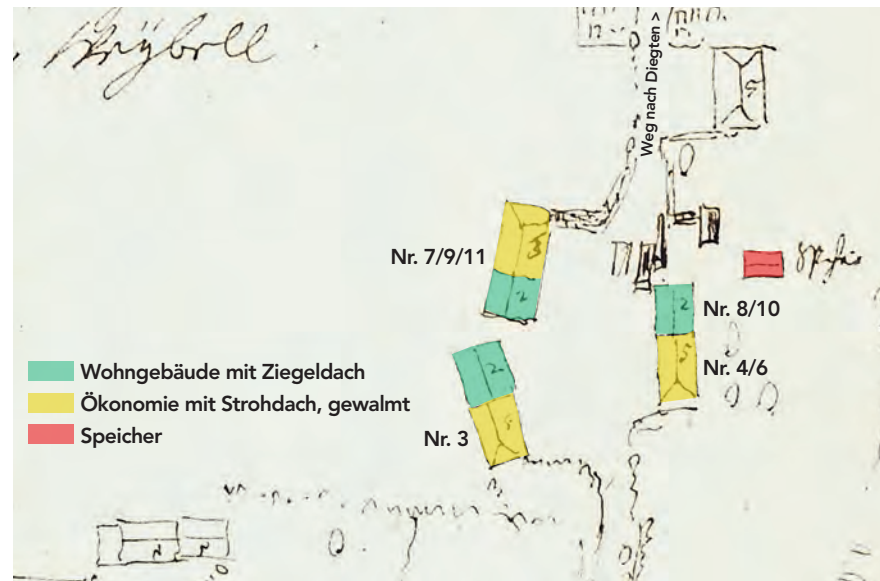
Der stark veränderte Wohnteil in Ziefen mit der Jahreszahl «1839» im Sturz liefert nur noch bescheidene historische Befunde. Am informativsten ist die Giebelmauer zur hangaufwärts anstossenden Ökonomie. Dort offenbart sich der Kernbau – wie bereits auf der kartografischen Darstellung von Georg Friedrich Meyer – als kleiner Steinbau mit Schlitzfenstern, der als Speicher oder Heuhäuslein interpretiert werden darf. Der wirtschaftlich genutzte Kleinstbau mit 6,5 Meter Tiefe erhielt zu unbekannter Zeit – noch vor dem Anbau der

Ökonomie – ein etwas grösseres Fenster, das als Indiz für eine Umnutzung zum Wohnraum gelten kann. Wann der Kernbau aufgestockt wurde, ist unbekannt. Geht man davon aus, dass das Gebäude auf dem Meyerplan vor seiner Aufstockung abgebildet ist, erscheint folgender Bauablauf einleuchtend: Der Kernbau wird zwischen 1680 und 1710 erhöht. Seine rückseitige Gebäudeflucht bleibt, der Eckverband des Speichers wird weiter hochgemauert. Eventuell diente es bereits zu diesem Zeitpunkt als Wohnhaus. 1710 erfolgt der erwähnte Anbau der Ökonomie, wobei diese die hintere Trauffassade des Steinbaus überragt.

Die Ökonomie war als Mehrreihenständerbau in Holz konzipiert. Ihre altmodisch anmutende Konstruktionsweise datiert dendrochronologisch in den Winter 1710. Der Grundriss umfasst zwei Bundfelder mit insgesamt drei Binderebenen. Jede Ebene besass vier vom Erdgeschoss bis unter den Dachbalken laufende Ständer. Grundschwellerahmen oder Steinsockel waren wegen der späteren Versteinerung und der jüngst erfolgten Ausmauerung der Stallwand mit Backsteinen nicht

mehr nachweisbar. Die traufseitigen Stockrähme tragen die Dachbalken, darin verzapft ist der Auflagebalken für die Aufnahme der Sparrenköpfe. Die Bundständer besitzen verblattete Kopfbänder. An der ehemaligen Rückwand des Trens sind Reste einer liegenden Bohlenwand erhalten. Das Dachgerüst besteht aus Ständern, bei denen jeweils

Gruppe von grossen, bereits um 1680 bestehenden Landwirtschaftsbetrieben mit Brunnen und Speicher in oberem Dorfbereich von Wittinsburg.



Durchgehende Bohlenwand in der Bundebene III (Wittinsburg). Die ganze Konstruktion hat sich im Laufe der Jahre nach hinten gesenkt.

zwei Kopfbänder Stuhlrähm und Kehlbalken versteifen. Eine historische Firstpfette ist nicht belegt.

Der spätestens mit dem Bau des Wirtschaftsteils als Wohnhaus genutzte Kernbau wurde nach hinten auf die Flucht der Ökonomie erweitert. Im 19. Jahrhundert fanden diverse Umbauten statt.

Im Jahr 1839 erhielt die strassenseitige Fassade, die Schauseite, ihre heutige Gestalt. Spätestens damals muss der rückwärtige Erweiterungsbau bestanden haben und damit die Erhöhung des Daches des Wohnteils erfolgt sein, denn ersterer beherbergte die Küchen und diente als Erschliessungsbereich innerhalb der Geschosse. Ab diesem Zeitpunkt ist mit zwei Wohnparteien und Herdstellen zu rechnen. Der obere Giebel der Ökonomie wurde gänzlich versteinert.

Beim Untersuchungsobjekt in Wittinsburg handelt es sich ursprünglich um einen vierachsigen Ständerbau mit drei Tennen und einem randlichen, hangabwärts gelegenen Stallsegment. Letzteres besass seit Bestehen gemauerte Traufseiten. Der Rest des Gebäudes war eine Holzkonstruktion, wobei es gassenaufwärts mit seinem Giebfeld an ein Steingebäude Nr. 8 anschloss. Es gehörte von Beginn weg zwei Parteien, wie die komplett geschlossene Bundebene III – die heutige Trennwand zwischen den Hausnummern 4 und 6 – vermuten lässt. Das 17 Meter lange und 12,5 Meter



tiefe Ökonomiegebäude datiert ins Ende des 17. oder an den Beginn des 18. Jahrhunderts. Es ersetzte einen nach 1680 niedergebrannten Holzbau mit gewaltem Strohdach, wahrscheinlich eine Hochstud-Konstruktion. Diese gehörte zur westlich anschliessenden Liegenschaft, heute Nr. 8/10, die um 1680 bereits in Stein aufgeführt und mit Ziegeldach versehen war. Der Kernbau besitzt einen stehenden Stuhl und auf den Bundkehlbalken je einen die Firstpfette unterstützenden Firstständer mit Kopfbändern. Die Verbindungen sind verblattet. Von den bauzeitlichen Innenwänden ist noch das Binderfeld III komplett mit in den Wandständern eingelegten liegenden Bohlen erhalten. Die Stallwand zum Tenn ist partiell noch im Originalzustand. Der darüber liegende Dachraum ist mit einer «fahrbaren Heuzange» ausgestattet. Zu späterer Zeit, vor dem Anbau des Wohnhauses Nr. 4a im Osten, wurde der Stall um ein zweites Segment gleicher Breite wie die Kernbaubinderfelder erweitert. Es wurde mit einer liegenden Stuhlkonstruktion mit zwei randlichen Abbänden versehen. Die gemauerte Giebelfassade erhielt diverse

Lüftungsfenster, die mit dem späteren Anbau von Nr. 4a zugesetzt wurden.

Untersuchung: Anita Springer und Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Mai und Juni 2016

**Das rückwärtige Tenn-
tor und ein bauzeitlich
gemauertes Stallseg-
ment in Wittinsburg.**





Fundabteilung

2016 nahm unser dreiköpfiges Team Material aus 71 Fundstellen entgegen. Die Neuzugänge machten ein Volumen von 211 Fund- und 49 Probenkisten aus. Wir inventarisierten 34 057 Funde von 99 Fundstellen aus 38 verschiedenen Gemeinden. Einmal mehr beeindruckte uns die zeitliche Bandbreite des vorliegenden Fundmaterials. Ein in Muttenz aufgefundener Levalloiskern ist über 40 000 Jahre alt, stammt somit aus der Zeit des Neandertalers; ein Griffdornmesser aus Bennwil datiert in die Spätbronzezeit. Römische Amphorenfragmente aus Kampanien kamen in Allschwil zu Tage. Auf dem Gemeindegebiet von Laufen verlor im Hochmittelalter ein Pferd sein wellenförmiges Hufeisen. Und ein Fläschchen von Louis Toussaint Piver, dem ältesten Parfümhersteller Frankreichs, zeugt vom erlesenen Geschmack einer wohl gut situierten Dame in Reinach.

Sandra Billerbeck kam dieses Jahr mit dem Grossprojekt Villa Munzach wieder ein eindrucksvolles Stück weiter. Es bleiben aber immer noch rund 40 000 Funde zu inventarisieren und die zahlreichen Knochenfragmente zuzuweisen und zu beschriften.

Im Sommer führten wir im Rahmen des X-Island-Ferienpasses den Kurs «Töpfern wie in der Bronzezeit» durch. Er fand regen Anklang und wird vielleicht das eine oder andere Kind für «alte Scherben» gluschtig gemacht haben.

Im zweiten Halbjahr erfasste Karin Casanova über 12 000 (!) steinzeitliche Funde aus älteren Grabungen und Prospektionen, die Jürg Sedlmeier bereits bestimmt hatte, und entlastete so wesentlich unser kleines Fundabteilungsteam.

Christine Gugel

<

Zeugen einer langen Geschichte: ein Silexkern aus der Altsteinzeit, rund 40 000 Jahre alt, ein Griffdornmesser aus der Bronzezeit um 2000 v. Chr., ein römischer Amphorenhals, ein hochmittelalterliches Hufeisen und ein rund 100 Jahre altes Parfümfläschchen.

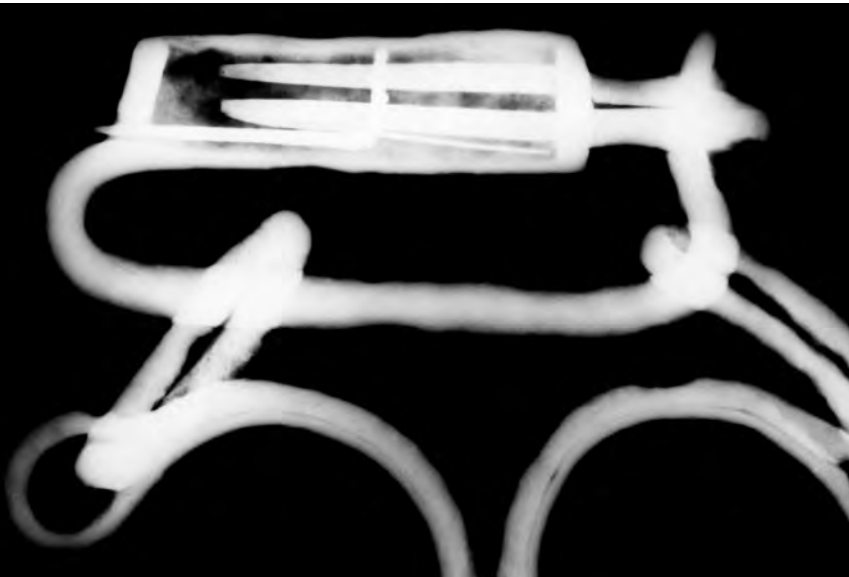
Unter Zwang eingewandert – Sklaverei in Munzach

Das Röntgenbild offenbart den raffinierten Schliessmechanismus der Fussfessel.

Im Mai 2016 eröffnete die Ausstellung «Eingewandert. Wie das Fremde zur Heimat wird» im Museum.BL. Dass Migration oft nicht freiwillig verlief, zeigt das Beispiel der römischen Sklaverei. Die betroffenen Menschen verhandelte man über grosse Distanzen im ganzen Reich. Obwohl wir

aus Schriftquellen einiges über das Sklavenwesen erfahren und sogar Einzelschicksale kennen, sind diese Personen archäologisch schwer zu fassen. Nebst Grabsteinen, die Freigelassene nennen oder Sklaven abbilden, sind es vor allem Fesseln, die als Zeugnisse herangezogen werden. Eine davon wurde im römischen Gutshof von Munzach ausgegraben und im Rahmen der Ausstellung nachgebildet.

Es handelt sich um eine so genannte Doppelfessel, die ähnlich wie heutige Handschellen funktionierte. Ein zentrales Schloss hält zwei separate Fesselringe eng beieinander. Der raffinierte Schliessmechanismus besteht aus einem Stift mit zwei Sperrfedern, der in eine Büchse gesteckt wird, die aus einem Stück mit dem Verschlussbügel geschmiedet ist. Er lässt sich nur mit einem speziell angefertigten Schiebeschlüssel entriegeln. Aufgrund der Grösse der Ringe war es wohl eine Fussfessel.



Interessant ist, dass dieser Typ vor allem in zivilen Kontexten zum Vorschein kommt. In Militärkastellen findet man häufiger Varianten mit nur einem Ring und langer Kette. Es wird vermutet, dass letztere vor allem zum Transport – zum Beispiel von (Kriegs-)Gefangenen – verwendet wurden, während erstere eher die Flucht verhindern sollten.

Natürlich waren solche Fesseln nicht nur bei Sklaven, sondern auch bei Straftätern einsetzbar. In der Forschung wird anhand von volkskundlichen Vergleichen sogar diskutiert, ob man damit auch grosse Tiere ankettete. Die doch empfindlichen Schlösser sprechen aber eher dagegen.

Die Rekonstruktion der Fessel folgt der Devise «Archäologie zum Anfassen». Da sie voll funktionsfähig ist, lässt sie sich in der Vermittlungsarbeit zu Demonstrationszwecken einsetzen. Das beklemmende Gefühl, gefesselt und der Herrschaft

eines anderen ausgeliefert zu sein, stellt sich dabei sehr nachhaltig ein.

Bericht: Andreas Fischer

**Die nachgebildete
Fessel im Einsatz.
Schnelle Schritte?
Unmöglich!**



Der Dünollenberg ob Liedertswil, an einer Querverbindung zwischen den Tälern der Vorderen und der Hinteren Frenke gelegen, wurde in der späten Römerzeit offenbar kurzzeitig als Refugium aufgesucht.



Eine durchbrochene Scheibenfibel des 3. Jahrhunderts aus Liedertswil

Im Zuge einer systematischen Prospektion im weiteren Umfeld der kürzlich entdeckten Burg «Mörlifluch» (s. Jahresbericht 2014, 52–55; 2015, 48–55) fand Wolfgang Niederberger am Südhang des Dünllenbergs ob Liedertswil, im Bereich der Chatzenfluh, eine römische Scheibenfibel. Der Dünllenberg ist ein schmaler, ansonsten nicht weiter auffälliger, der Mörlifluch vorgelagerter Bergrücken auf gut 800 Metern Höhe.

Die radförmige Fibel mit 4,3 Zentimetern Durchmesser zeigt eingebettet in vier kreuzförmig angeordneten Radspeichen vier bogenförmige Schlaufen mit eingerollten Enden. Der Innenrand der «Felge», die Speichen und die Schlaufen tragen feine Querrippen, während die eingerollten Enden auch bei Vergleichsfunden glatt bleiben und stattdessen ein eingelegetes «Auge» aus Glas aufweisen, was an stark stilisierte Tierköpfe gemahnt – wohl ein durchaus gewollter Effekt.

Das Stück ist mit einfacheren Radfibeln verwandt, mit denen sie Grösse, Konstruktion und Grundform sowie die gerippten dünnen «Speichen» ge-

mein hat. Billigere Varianten sind aus dünnem Bronzeblech gestanz, unser Exemplar jedoch ist in Buntmetall gegossen und zeigt einen Zinnüberzug, was ihm ein silbernes Aussehen verlieh.

Das Bogenmotiv mit eingerollten Enden wird in Anlehnung an eine antike Schildform «Pelte»

Die römische Fibel, Vorder- und Rückseite, M 1 : 1. Die Oberflächen sind verzinkt, auf der Rückseite findet sich der Rest der eisernen Nadel.



Radfibel und «Peltenfibel» aus Les Bolards (1, 2) sowie eine entferntere Parallele aus Alesia (Alise-Ste-Reine, Dép. Côte-d'Or). Ohne Masstab.

genannt. Das Motiv, das im übertragenen Sinn vielleicht für besonderen Schutz stand, war in der Antike sehr beliebt und lebt auf mittelalterlichen Scheibfibeln noch Jahrhunderte lang fort.

Vergleiche zum Neufund sind selten. So gibt es im gesamten Fibelbestand von Augusta Raurica un-

seres Wissens kein einziges Stück dieser Form. Die beste Parallele, die wie unser Stück die vier «Pelten» in die Zwickel eines dünnarmigen Kreuzes einbettet, ist aus einem Heiligtum von «Les Bolards» bei Nuits-St-Georges im Burgund (Dép. Côte-d'Or) bekannt. Die Fundumstände verweisen – wo bekannt – ins 3. Jahrhundert.



Die Frage stellt sich: Wie kommt ein derart rares Stück in eine solch abgelegene Gegend? Die Höhenlage spricht klar dagegen, dass wir im Umkreis ein römerzeitliches Gehöft zu suchen hätten. Schon Liederswil selber liegt bereits über 600 Meter über Meer und damit in einer Höhe, auf der die Gallorömer in der Regel keine kontinuierlich bewohnten Siedlungen mehr anlegten. Zwei Kilometer talabwärts in Oberdorf, vor dem Ausgang ins Tal der Vorderen Frenke, liegen aber die Reste des Gutshof «z'Hof», aus dem in frühmittelalterlicher Zeit ein Herrenhof des Klosters Murbach erwuchs (s. Jahresbericht 2009, S. 46–55).

Die Erklärung für die abseitige Lage bietet sich relativ rasch an, wenn man die Datierung des Stücks

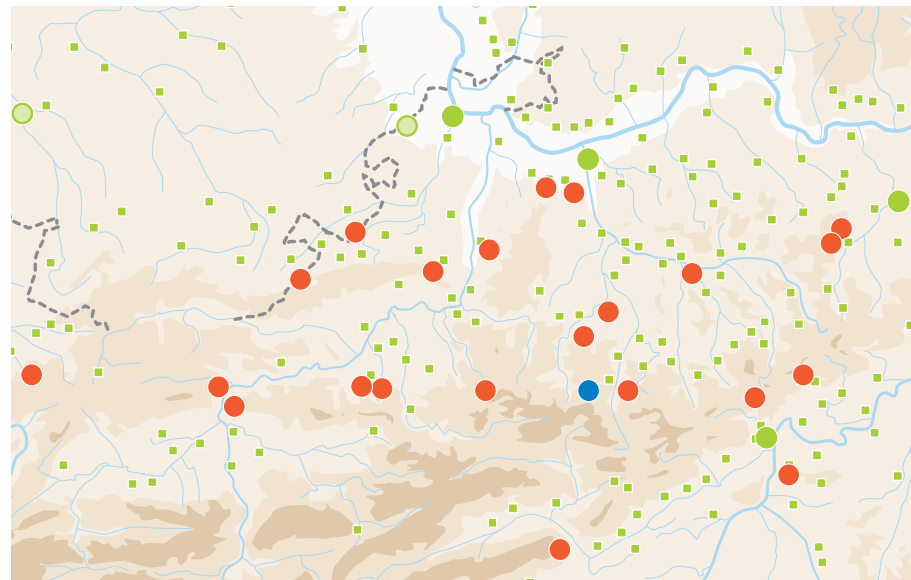
und die damals herrschenden zeitlichen Umstände in Betracht zieht: Das spätere 3. Jahrhundert, insbesondere die Zeit des «Gallischen Sonderreichs» (260–274), war eine Zeit grosser Unsicherheit, in der die Region durch Alamanneneinfälle und bürgerkriegsartige Zustände erschüttert wurde. Nicht nur Augusta Raurica, sondern auch zahlreiche Gutshöfe, darunter auch die grosse *villa rustica* in Pratteln-Kästeli, erlitten damals erhebliche Schäden oder wurden gar vollständig zerstört (s. S. 30–37).

Die Menschen, die in der Region zuvor über 150 Jahre lang in Frieden gelebt hatten, waren dieser Unbill praktisch schutzlos ausgeliefert. Erst allmählich reagierten die Kaiser mit der Errichtung befestigter Plätze, in denen die Bevölkerung Schutz finden konnte. Das *Castrum Rauracense* bei Kaiseraugst, errichtet um 290 n. Chr., ist ein Beispiel dafür. Und wie schützte sich die Bevölkerung auf dem offenen Land? Sie brachte sich auf möglichst abgelegenen, durch die Topografie geschützten Jurahöhlen in Sicherheit. Nicht selten wurden dabei alte Refugien aus prähistorischer Zeit wie-

der aufgesucht. Noch fehlt der Beweis, aber vielleicht wurde auch der Dünollenberg in Zeiten der Gefahr vorübergehend von den Bewohnern der umliegenden Siedlungen aufgesucht.

Bericht: Reto Marti, mit Dank an Stefanie Martin-Kilcher, Basel

Verbreitung der Refugien des späteren 3. Jahrhunderts (rot) im Siedlungsbild der Römerzeit. Der mögliche Neufund ist blau markiert.



Kein Blech! Ein graviertes Bronzebecken von der Riedfluh

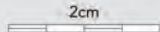
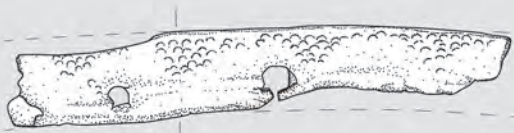
Das neu entdeckte
Bronzefragment von
der Burg Riedfluh. Es
ist etwas weniger sorg-
fältig gepunzt als ein
Stück vom Altenberg
und wohl etwas jünger.

Manchmal sind es gerade die kleinen Dinge, die grosse Bedeutung erlangen. In der Archäologie ist es deshalb wichtig, dass jedes noch so unscheinbare Stück genau begutachtet wird. Ein Fund des Spähers Bruno Jagher, der seit einiger Zeit das Umfeld der mittelalterlichen Burgen um Diegten und Eptingen erkundet, soll dies illustrieren.

Im Zuge seiner Prospektion untersuchte er auch den bewaldeten Abhang unterhalb der bekannten Grottenburg Riedfluh, wo unter anderem zahlreiche Hufnägel davon zeugen, dass diese Gegend in früheren Zeiten wesentlich stärker frequentiert war als heute. Dank den Grabungen innerhalb der Burg wissen wir, dass die Burgbewohner ihre Pferde sogar bis dorthin hoch brachten.

Unter den Funden figuriert aber auch ein unscheinbarer Blechstreifen aus Buntmetall. Er wirkt flüchtig zurechtgehämmert. Zwei grobe Nagellöcher zeigen, dass er zuletzt als Beschlag, beispielsweise an einem defekten Holzgefäss, Verwendung gefunden hat.

Bei eingehender Betrachtung zeigt sich, dass das zurechtgeschnittene Blech eine knapp fünf Zentimeter lange, leicht verdickte und gebogene Originalkante aufweist. Sie verrät, dass hier das Randfragment eines auf der Drehbank überarbeiteten Metallgefässes vorliegt, das einen Durchmesser von etwa 26 Zentimetern besass. Der Rand trug auf seiner Oberseite einen Kranz von Dreiecken



(Inv. 21.30.2)

aus feinen Kreispunzen, die das spätere Zurecht-klopfen zum Teil wieder verwischt hat.

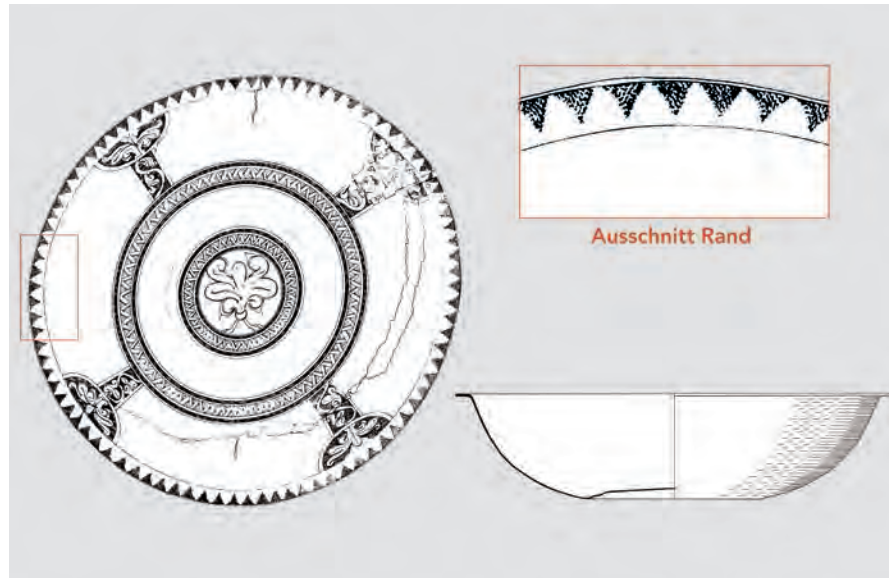
Rand und Dekor sind charakteristisch für eine spezifisch hochmittelalterliche Fundgruppe: gravierte Bronzeschalen. Diese dienten der Oberschicht vor den Zeiten des Wasserhahns im Ritus oder an der gehobenen Tafel dem Händewaschen. Man benötigte dazu ein Giessgefäss (Aquamanile), ein Becken zum Auffangen des Wassers und natürlich eine Person, die einen bediente.

Bronzegefässe waren im Mittelalter eine kostbare Rarität. Unter normalen Umständen gehen sie auch nicht einfach so verloren und sind archäologisch kaum je nachweisbar. Das neu entdeckte Stück von der Riedfluh ist insofern typisch: Einmal defekt oder aus der Mode gekommen, wurden solche Gefässe zerschnitten und die Schnipsel weiterverwendet oder eingeschmolzen. Vom Altenberg bei Füllinsdorf sind gleich mehrere solche Fragmente bekannt, die einst zu einem kunstvoll gravierten Becken des 10./11. Jahrhunderts gehörten, das gute Parallelen kennt.

Der Neufund belegt, dass man auch auf der Burg Riedfluh diese gehobene Ausstattung kannte. Dass sich derartiger Luxus heute noch nachweisen lässt, ist dem Glück oder wie hier der Hartnäckigkeit eines ehrenamtlichen Mitarbeiters zu verdanken.

Bericht: Reto Marti

Das dank Grabbeigabe vollständig überlieferte gravierte Becken von Grötlingbo (Gotland, S) ist eine exakte Parallele zum Exemplar von der Burg Altenberg.





Arlesheim, Birseck. Das neu entdeckte Fragment einer Wappentafel des Basler Bischofs Wilhelm Rinck von Baldenstein. Höhe 42 Zentimeter. Links die Rekonstruktion des Wappens mit der Lage des Fragments.

Ein Wappenrelief Bischof Wilhelm Rinck von Baldensteins auf Schloss Birseck

Wohl aufgrund der grossen Trockenheit kam es über einem verschütteten Kellerfenster auf der Burgruine Birseck zu Bodenabsenkungen. Um den Schaden zu beheben, wurde entlang der Umfassungsmauer ein 1,70 Meter tiefer Graben ausgehoben. Im sporadisch abgesuchten Aushubmaterial fanden sich vorwiegend Tonplatten- und Dachziegelfragmente sowie einige Splitter von rotem Sandstein – Zeugnisse der Plünderung und Brandschatzung von 1793.

Die Sanierung des betroffenen Fenstergewölbes erlaubte einen ersten Einblick in den bis heute verborgen gebliebenen Keller. Die gesamte Maueroberfläche und zwei Balkenlager des Gründungsbaus von 1243/44 sind stark brandgerötet. Das leicht spitzbogige Fenstergewölbe hingegen weist keine Spuren von Hitze einwirkung auf und wurde demnach erst nach dem Brandereignis zusammen mit einer neuen Deckenkonstruktion eingebaut. Gemäss Jahrringdatierung entstand es nach 1437. Die Hitzेरötung am älteren Mauerwerk dürfte demnach auf den verheerenden Brand nach dem Erdbeben von 1356 zurückgehen.

Anlässlich einer Begehung fand Brigitte Freiheit, die kantonale Denkmalpflegerin, im Schutt ein auffälliges Plattenfragment aus feinkörnigem rotem Buntsandstein. Nach der Reinigung zeigte sich, dass das noch $41 \times 33 \times 8,5$ Zentimeter grosse Stück Reste eines stark bestossenen Wappenreliefs

Die Fundstelle: der nach 1793 verfüllte Keller des Palas. Zu erkennen ist der Gewölbeansatz eines Kellerfensters.



Die Wappentafel über
dem Tenntor zum
Ökonomiegebäude
in der Vorburg (Kant.
Denkmalpflege).

trug: eine Mitra mit je einem Kreuz auf dem vorderen und hinteren Kopfschild, ein diagonal gestelltes verziertes Schwert und auf dem mit geschwungenen Bändern verzierten Schild ein ansatzweise erkennbarer Baslerstab und eine so genannte «Lünse», ein Achsnagel. Ein gutes, wenn auch weniger akkurat geschnittenes Gegenstück findet sich über

dem Tenntor des grossen Ökonomiegebäudes in der Vorburg. Die lateinische Inschrift verrät dort Bauherr und -jahr: GVILIELMVS / D G EPI-SCOPVS / BASIL FF A° 1618. Es handelt sich um den damaligen Burgherrn, Wilhelm Rinck von Baldenstein.

Rinck von Baldenstein wurde 1608 Bischof von Basel. Von seinem Sitz in Pruntrut aus setzte er die Politik seines Vorgängers Jakob Christoph Blarer von Wartensees fort, die in der Reformation verloren gegangenen Gebiete, namentlich das Birstal, zu rekatholisieren. Die Birseck war dabei ein wichtiger Stützpunkt, den er mit Elan weiter ausbauen liess. So wurden der mächtige Palas modernisiert und um ein Stockwerk erhöht, die Toranlage erweitert und eine Kapelle angebaut. Für die Gewände der damals eingefügten vergrösserten Fenster kam dabei nachweislich derselbe feine rote Buntsandstein – wohl aus den Deger-



felder Steinbrüchen – zum Einsatz, aus dem auch die neu entdeckte Platte gefertigt ist.

Aus der Abrechnung des Landvogts Gotfrid Christoph Peuttingers wird ersichtlich, dass der grösste Teil des *neüwen bauws* in den Jahren 1610/11 erfolgte. Damals erhielt der Basler Bildhauer Martin Kornhass für ein *wappen in stein gehauwen* und *selbig in bauw zuesetzen* 8 Pfund und 10 Schilling. Da die Wappentafel in der Vorburg ins Jahr 1618 datiert, liegt der Schluss nahe, dass wir mit unserem Neufund das oben zitierte Werk vor uns haben und dass dieses damals wahrscheinlich am frisch renovierten Palas angebracht worden war, also genau an dem Gebäude, das sich über dem Keller und damit dem Fundort erhoben hatte.

Ein kleiner Zweifel an dieser Zuweisung lässt sich derzeit allerdings nicht ausräumen: Als nächsten Posten in seiner Abrechnung vermerkt der Landvogt nämlich dass *dem maller für dass wappen auß-*

zuestreichen für essen und alles 2 Pfund und 10 Schilling zugesprochen worden seien. Von Farbresten findet sich auf dem erhaltenen Fragment jedoch nicht (mehr) die geringste Spur.

Bericht: Claudia Spiess und Reto Marti

Auch den Schlussstein des Gewölbes in der Schlosskapelle, 1818 stark überarbeitet, zierte das Wappen Rinck von Baldensteins (Kant. Denkmalpflege).





Konservierungslabor

Der archäologische Fund, der frisch aus der Erde kommt, verändert auf dem normalen Weg ins Konservierungslabor seinen Zustand. Der Restaurator kann deshalb schon auf einer Ausgrabung wertvolle Bergungsarbeit leisten, die später die Restaurierung-Konservierung des Objekts vereinfacht.

Wichtig und wertvoll ist daher eine gute Zusammenarbeit von Restauratoren, Archäologen und Grabungsteam. Derzeit füllen grosse Mengen an Fundgegenständen aus der Grabung Pratteln-Kästeli sowie zahlreiche Objekte, die unsere archäologischen «Späher» abliefern, die Regale im Konservierungslabor. Ein erstes Aussortieren und Priorisieren findet in enger Absprache zwischen den Archäologen und den Restauratoren statt.

Wie wichtig der Kontakt mit Fachspezialisten anderer Institutionen ist, zeigt sich auch in der Untersuchung des neu entdeckten Goldfingerrings aus dem römischen Gutshof von Pratteln. Die Materialanalyse mit spektroskopischen Methoden wurde von der Konservierungsforschungsabteilung des Schweizerischen Nationalmuseums gemacht und führte zu wertvollen Erkenntnissen.

Insgesamt wurden in der Datenbank ADAM im Berichtsjahr 1618 archäologische Funde restauratorisch bearbeitet, davon 415 Exponate konservatorisch-restauratorisch behandelt. 1371 Röntgenbilder halfen, vor allem stark korrodierte und undefinierbare Metallfragmente zu identifizieren und zu dokumentieren.

Roland Leuenberger

<

Chefsache: Andreas Fischer und Reto Marti beim Sichten der zahlreichen Metallfunde aus der Grabung Pratteln-Kästeli. Die vorgängige Triage soll helfen, die Fundmassen möglichst effizient zu bearbeiten.

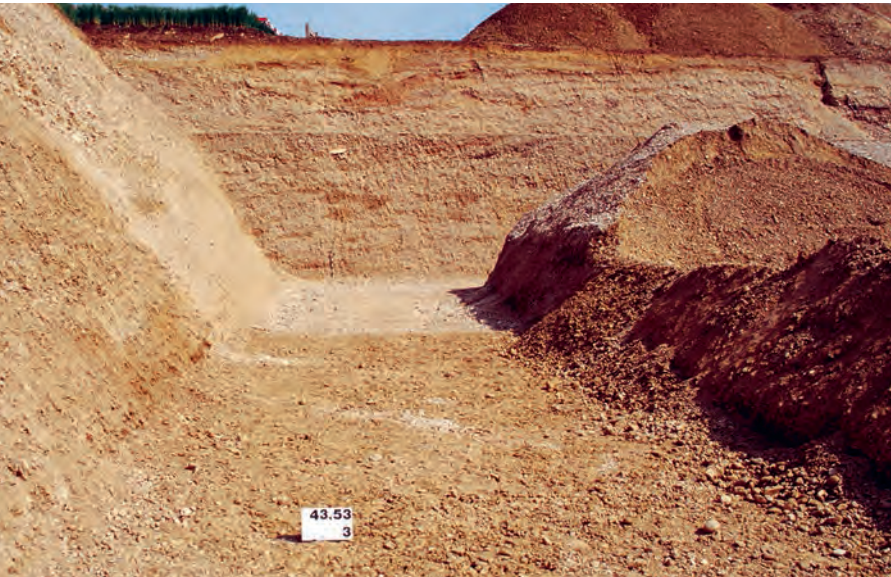
Ein Zahn aus dem Kies: Episode 1 – die Bergung

Münchenstein, Bruckfeld, Baugrube und Fundsituation. Das weisse «Etwas» an der Grubenwand ist schon aus der Ferne zu erkennen.

Im fernen Jahre 1995 entdeckte der aufmerksame Anwohner Willy Schmutz in der Baugrube des geplanten Kultur- und Sportzentrums im Münchensteiner «Bruckfeld» eine weisse Unregelmässigkeit im Birsschotter. Beim näheren Hinsehen entpuppte sich das Weisse als Teil eines Mammutstosszahnes.

Solche werden häufig im Flussschotter gefunden. In Flussnähe verendete oder verunfallte Tiere können bei Überschwemmungen, zum Beispiel durch eine Gletscherschmelze, mitgetragen worden sein. Während das weichere organische Material im Laufe der Zeit verging, blieben die robusteren Skeletteile und speziell das Elfenbein erhalten und wurden über die Jahrtausende im Kies eingelagert. Das Alter des Birsschotters, in dem der Fund lag, die so genannte untere Niederterrasse, wird auf 20 000 Jahre datiert. Es handelt sich vermutlich um den Stosszahn eines Wollhaarmammuts.

Die Fundmeldung rief sofort die Archäologie Baselland auf den Plan. Der weitere Aushub wurde im Bereich des Objekts gestoppt und die Fachleute vom Konservierungslabor auf den Platz bestellt. Da aber noch Feiertage bevorstanden und die Bergung nicht sofort vonstatten gehen konnte, bestand der erste Akt darin, das Stück vor der Witterung zu schützen. Der Cheffrestaurator Roland



Leuenberger und ich, die damals Lernende, haben dann am 29. Mai 1995 gemeinsam mit dem Grabungsteam begonnen, den Zahn freizulegen.

Die Fundstelle war schwierig zu erreichen. Die Baugrube war etwa 15 Meter tief und hatte auf halber Höhe einen meterbreiten Absatz. Einen Meter weiter unten befand sich der Zahn. Um ihn gut erreichen zu können, wurde die Stufe auf einer Fläche von rund neun Quadratmetern abgetragen, zuerst grob, unmittelbar über dem Objekt dann detaillierter und mit feinerem Werkzeug. Dabei zeigte sich, dass der Stosss Zahn fast vollständig erhalten war. Nach dem groben Abtrag kam die Arbeit des Restaurators, die Oberfläche des Zahnes mit Pinsel und feinen Spachteln freizulegen. Mit 75% Ethanol wurde diese zusätzlich gereinigt.

Mit einer Stützkappe, bestehend aus einer Lage Silikon und einer äusseren Schicht Gips, wurde das Relikt anschliessend bedeckt. Verstärkt wurde die

Konstruktion durch drei Armierungseisen, die ein Brechen des langen Objektes beim Hochheben und Lagern verhindern sollte. Vor Ort wurde der Zahn noch gedreht. So präpariert wurde der Fund ins Konservierungslabor verfrachtet. Die nun freiliegende ehemalige Unterseite wurde ebenfalls gereinigt und mit einer Silikon-Gips-Schutzkappe

Roland Leuenberger und die Schreibende beim Freilegen des Zahnes im Mai 1995. Mit feinem Spatelwerkzeug wurde die Erde entfernt.



**Abtransport ins
Konservierungslabor.
Der nun gedrehte Zahn
ist gestützt in Silikon
und Gips, verstärkt mit
Armierungseisen.**

versehen. Nach Absprache mit dem Präparator Daniel Oppliger vom Naturhistorischen Museum Basel fiel der Entschluss, den Zahn mit einer Kunstharzlösung zu tränken. Dafür brachte man den Zahn nach Basel. Die Tränkung erfolgte durch die Pulpahöhle am Zahnanfang.

Danach vollzog sich die Trocknung, und über die Jahre hinweg wurde es im Konservierungslabor ruhig um den Zahn. Je langsamer dieser Prozess fortschreitet, desto kleiner sind die Schäden, die durch die so genannte Ringschälung entstehen, bei der sich die einzelnen Wachstumsringe ablösen und zerbröckeln. Doch 2016 war es aus mit der Ruhe, als von der Gemeinde Münchenstein die Anfrage kam, ob der Zahn für das 20-jährige Jubiläum der Kultur- und Sporthalle im Frühjahr 2018 gezeigt werden könne.

Aus dem Dornröschenschlaf wachgeküsst, wird der Zahn nun für diesen Anlass präpariert. Als erstes galt es festzustellen, wie weit damals die Kunstharz-Festigung in das Objekt eindringen konnte und wie stabil der Zahn ist. Die Kappe mit Gips und Silikon wurde entfernt, und zum Vorschein kam ein trockener, an einigen Stellen gebrochener Zahn. Die Oberfläche hat sich zum Teil gelöst und

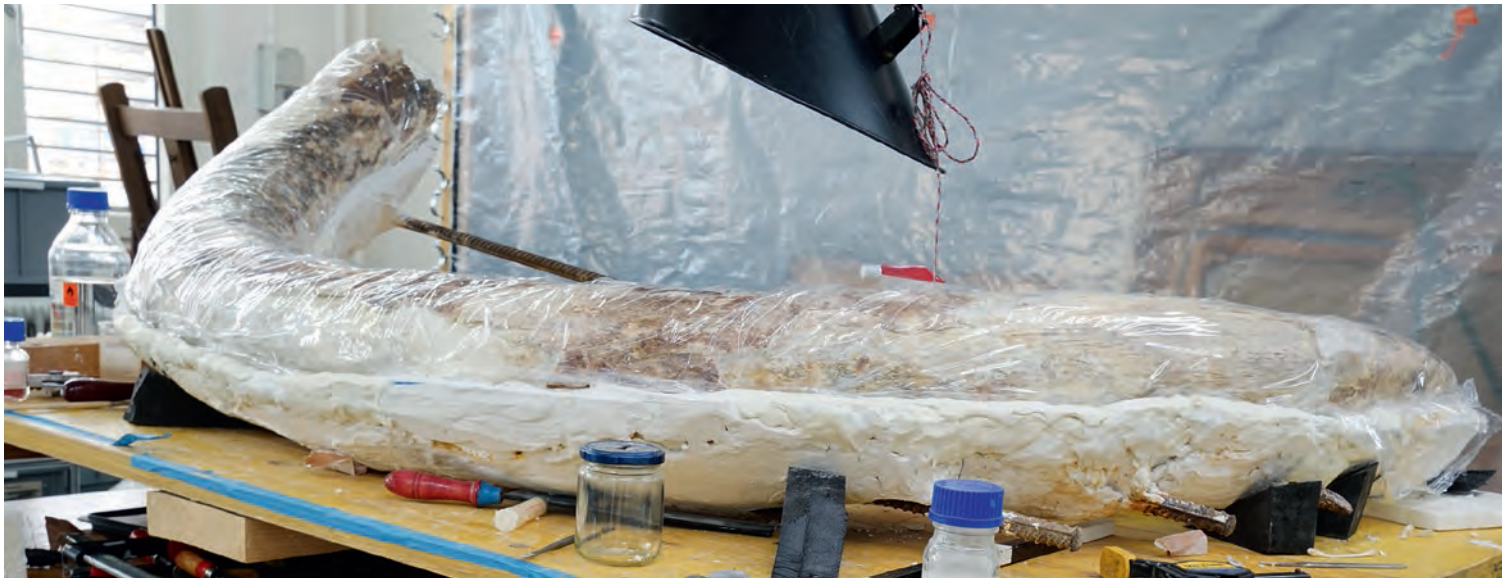


wird nun gefestigt. Anschliessend wird der Zahn gedreht und die andere Seite stabilisiert.

Die weiteren Arbeiten werden im kommenden Jahresbericht in Episode 2 – «Die Präparation» vorgestellt. Fortsetzung folgt ...

Bericht: Nicole Gebhard
Geologische Analyse: Philippe Rentzel, IPNA
Universität Basel

Der Zahn heute: Er ist nun gefestigt, ergänzt und bereit für eine neue Silikon-Gips-Kappe, in der man ihn wieder drehen kann.



Pratteln, Kästeli.
Reich verzierter
Gemmenfingerring
des 3. Jahrhunderts
aus Goldblech. Er
hat einen maximalen
Durchmesser von
2,7 Zentimetern und
ein Gewicht von
10,6 Gramm.



Gold am Finger: der Ring aus dem römischen Gutshof Pratteln-Kästeli

Zu den Spitzenfunden der diesjährigen Notgrabung im römischen Gutshof bei Pratteln gehört zweifelsohne der goldene Fingerring mit Gemme. Der Sensationsfund, der im Sommer durch alle Medien geisterte, ist ein beeindruckendes Zeichen des Wohlstands, den sich einige Leute damals leisten konnten. Immer, wenn Objekte aus edlen Materialien gefunden werden, ist dies auch eine Freude für die Restauratoren. Roland Leuenberger durfte den Ring unter seine Fittiche beziehungsweise unter sein Binokular nehmen und hat ihn untersucht und gereinigt.

Der Ring – aufgrund seiner Grösse wohl ein Männerring – besteht aus zwei Goldblechen und ist somit ein Hohlkörper mit Füllung. Das innere Blech umfasst das verzierte äussere mit einem Falz. Dank einer Punzierung am Falzrand haften die beiden Bleche gut zusammen. Die Gemme ist leicht konisch geformt und findet so Halt in der dafür vorgesehenen Vertiefung.

Der Goldring zeigte, ausser der anhaftenden Erde, keine weitere Oberflächenveränderung durch die

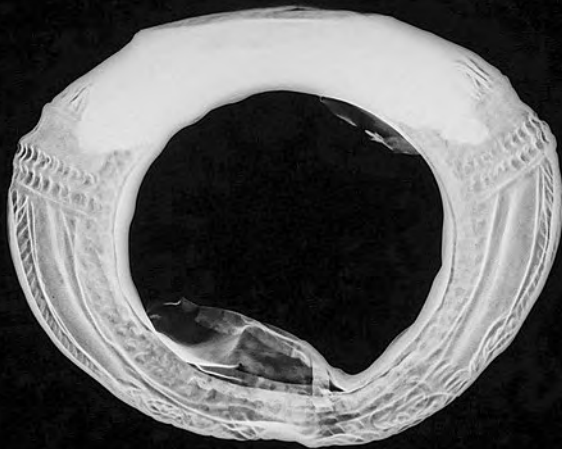
Einlagerung im Boden. Die Reinigung erfolgte mit einem Wattestäbchen und ein bisschen Ethanol. Hervor kam ein reicher, aber eher einfacher gepunzter Dekor, bestehend aus einem Palmetten- und Tännchenmotiv, begleitet von Linien und Punkten. Auf der Gemme ist wohl eine Jupiterfigur dargestellt. Die Falzverbindung der beiden

Im Streiflicht sind die poröse Glasstruktur und die Gestalt – wohl des Göttervaters Jupiter – gut zu erkennen.



Im Röntgenbild ist der teilweise aufgelöste, helle Schwefelkern im oberen Bereich des Rings gut zu erkennen.

Bleche ist an zwei Stellen aufgebrochen. Diese Schadstelle gewährt einen Einblick ins Innere des Hohlraumes, in der eine Füllmasse zu erkennen ist. Für einen besseren Durchblick wurde das Objekt kurzerhand geröntgt. Dabei zeigte sich deutlich eine grössere Menge an Füllmasse im oberen Bereich, unterhalb der Gemme.



(Inv. 53.149.2613)

Verschiedene Fragen drängen sich auf: Wieso ist der Ring nicht aus massivem Gold? Aus welchem Material ist die Gemme? Womit ist der Ring gefüllt? Vor allem letztere Frage ist bei der Restauratorengilde auf Interesse gestossen, zumal ein Artikel über Füllmaterialien in antiken Goldschmiedeobjekten im Journal of Archaeological Science von 1999 erheblich weiterhelfen konnte. Dort ist nämlich von Schwefel als Füllmaterial die Rede. Dieses Element ist seit der Antike gezielt für hohle und ziselierte Goldobjekte eingesetzt worden. Die Rezeptur und Anwendung findet sich noch in alten Quellenschriften, ist heute in der Goldschmiedekunst aber nicht mehr bekannt. Mit dieser und anderen Fragestellungen wurde der Ring in die Konservierungsforschungsabteilung des Schweizerischen Nationalmuseums im Sammlungszentrum Affoltern am Albis gebracht.

Bei den Untersuchungen zeigte sich, dass sich die Goldlegierung aus 66% Gold, 30% Silber und

3,5% Kupfer zusammensetzt. Die Füllmasse bestand ursprünglich tatsächlich aus reinem Schwefel. Der Ring ist also ein weiterer Beleg für die These, dass dieses leicht schmelzbare Material in der Antike gezielt und offenbar ausschliesslich bei Goldschmiedearbeiten eingesetzt wurde, um eine solide Stützfüllung für goldene Hohlkörper zu erlangen, die anschliessend noch punziert werden sollten. Durch die Beschädigung im Boden ist allerdings ein Teil der Füllung verschwunden. Die Gemme ist nicht echt, sondern aus einer glasartigen Masse mit viel Calciumantimonat gefertigt. Durch die farbliche Schichtung wurde eine Imitation von Chalcedon angestrebt.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Goldfingerring aus Pratteln wohl eher die einfachere Variante eines Prunkringes darstellte. Ein massiver Goldring dieser Grösse wäre aufgrund seines Gewichts aber kaum alltagstauglich gewesen. Unser Ring hatte somit eine gewisse Leich-

tigkeit und durch seine beeindruckende Grösse trotzdem das Auge des Trägers erfreuen können.

Bericht: Nicole Gebhard

Analysen: Dr. Marie Wörle und Dr. Vera Hubert,
Konservierungsforschung, Schweizerisches
Nationalmuseum, Zürich

Die Nahaufnahme zeigt sehr schön, wie die beiden Goldbleche durch tiefe Punzeinschnitte miteinander verbunden wurden.



Liestal, Munzach.
Die Fotografie von
Theodor Strübin zeigt
den Unterteil eines
Metallgefäßes mit
hohem Standring.
Es lag offensichtlich
im Schutt über dem
Mosaik im südlichen
Portikusflügel des
Herrenhauses.



Neues aus dem Altbestand: ein kostbares Metallgefäss von Munzach

Leider ist die Dokumentation der archäologischen Ausgrabungen im römischen Gutshof von Munzach bei Liestal, die hauptsächlich in den 1950er Jahren unter der Leitung von Theodor Strübin durchgeführt wurden, nicht sehr ausführlich. So ist man heute zur Klärung vieler Fragen auf die Fotografien angewiesen, die glücklicherweise in recht grosser Zahl und guter Qualität vorliegen.

Auf einer solchen Aufnahme vom August 1954 ist ein Metallgefäss festgehalten, das gemäss Beschreibung im Schutt über dem Mosaik des südlichen Portikusflügels lag und «versilbert» gewesen sein soll. Zu erkennen ist ein bauchiges Gefäss mit hohem konischem Standfuss, dessen obere Hälfte bei der Auffindung offenbar bereits stark zerstört war. Die auffällige Form gab schon damals zur Vermutung Anlass, es könnte sich um eine so genannte «Authepsa» handeln. Das Wort ist griechisch und heisst «Selbstkocher». Hinter der Bezeichnung verbirgt sich ein Metallgefäss, das im Innern einen Spezialeinsatz besass, das der Aufnahme von glühenden Kohlen diente. Das so befüllte Gefäss konnte Flüssigkeiten ähnlich einem Samowar zum

Kochen bringen oder zumindest längere Zeit heiss halten. Cicero berichtet, dass diese ausgeklügelten Geräte sehr kostbar gewesen seien.

Um abzuklären, ob tatsächlich eine «Authepsa» vorliegt, war das Original nötig, das sich erst nach längerem Suchen im umfangreichen Bestand der

So präsentierte sich das Fundstück bei der Wiederauffindung. Ob der üppigen Ergänzungen in Gips waren die originalen Teile kaum mehr erkennbar.



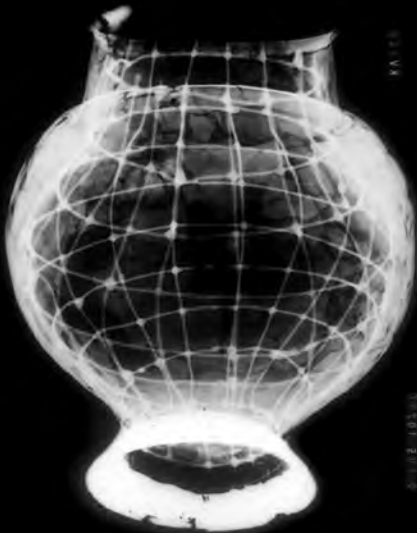
Im Röntgenbild ist im Gefässinnern eine moderne Drahtgitterkonstruktion zu erkennen, die die vielen kleinen Bruchstücke zusammenhält.

Grabung auffindig machen liess. Das Gefäss war so stark mit Gips ergänzt und eingefärbt, dass es sich erst auf den zweiten Blick als Metallgefäss zu erkennen gab.

Die Begutachtung und ein Röntgenbild zeigten rasch, dass hier kein «Selbstkocher» vorliegt. So-

wohl das dafür charakteristische Innenrohr zum Einführen der Kohle als auch der gelochte Gefässboden, der für Sauerstoffzufuhr sorgte, fehlen. Es handelt sich vielmehr um einen Buntmetallbecher der Form «Niederbieber 32/33». Die Form von Trinkbechern ist in Keramik sehr geläufig, wobei der oft metallisch glänzende Überzug dieser Stücke verrät, woher die Vorbilder stammen.

Die metallene Variante ist ungleich seltener. Gut 20 Exemplare sind mittlerweile bekannt, hauptsächlich aus der Westschweiz, mit einzelnen weiter vertreten Belegen beispielsweise aus Augusta Raurica. Wie kostbar sie waren, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass sie öfters dazu verwendet wurden, um Münzen darin aufzubewahren, die dann in Krisenzeiten vergraben wurden. Gleich mehrere der Gefässe sind auf diese Weise in den Krisenzeiten des späteren 3. Jahrhunderts in den Boden gekommen.



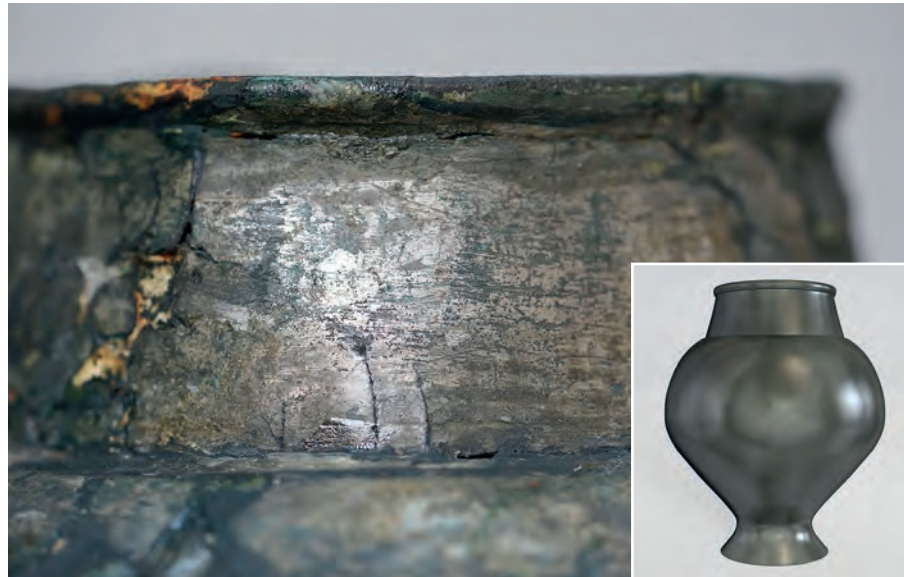
Der «Neufund» aus Munzach wird derzeit von seinem Draht- und Gipskorsett befreit und gereinigt mit dem Ziel, das seltene Gefäss dereinst für Ausstellungen präsentabel zu machen. Soweit erkennbar, ist die Wand aus einem einzigen Buntmetallblech getrieben, der Rand umgebördelt. Der separat gegossene Boden ist mit Bleilot eingesetzt. Von einer zusätzlichen Beschwerung des schlanken Standrings mit Zinn, wie dies an anderen Gefässen des Typs beschrieben wird, ist nichts zu erkennen. Schon jetzt ist unter den modernen Farbresten aber zu sehen, dass die Bereiche des Randes und der Schulter einen Zinnüberzug aufweisen, der das Gefäss «silbern» erscheinen liess und vielleicht auch hygienische Gründe hatte.

Der Umstand, dass das bemerkenswerte Stück im Schutt auf dem Mosaik der südlichen Portikus liegend entdeckt wurde, ist ein weiteres Indiz dafür, dass der römische Gutshof im späteren 3. Jahrhun-

dert eine massive und vermutlich gewaltsame Zerstörung erlitten hat. Andernfalls wäre das kostbare Metallgefäss an einer derart prominenten Stelle kaum einfach so liegen geblieben.

Bericht: Reto Marti

Nahaufnahme mit Resten der Verzinnung unter dem Rand und Versuch einer Rekonstruktion des Bechers (Sabine Bugmann).





Archäologische Stätten

Seit 2013 steht die Sanierung der Ruine Pfeffingen an erster Stelle der Jahresberichte über die archäologischen Stätten. So ist es auch in diesem vorletzten Jahr des Projekts. Wieder wurden die ersten Monate des Jahres genutzt, um die Dokumentation des vorangegangenen Jahres aufzubereiten und die neue Etappe zu planen. Nachdem nicht mehr mit Frost zu rechnen war, wurde Mitte April mit den Bauarbeiten begonnen. Anfang Oktober endeten diese mit dem Abschluss der Sanierung in der östlichen Hälfte des Burgareals, so dass diese nach der Montage der Brücke über den Burggraben kurz vor Weihnachten wieder für die Öffentlichkeit freigegeben werden konnte.

In diesem Jahr wurde «Öko-Job» mit der Grünpflege auf dem Areal der römischen Villa Munzach bei Liestal beauftragt. Auch auf der Farnsburg hat sich die regelmässige Grünpflege, mit der die Gelterkinder Stiftung seit 2015 beauftragt ist, bewährt: Das gesamte Burgareal wirkt nun gepflegt. Im Hinblick auf die bislang aufgeschobene, aber dringend erforderliche Gesamt-sanierung wurde eine detaillierte Schadenserfassung mit einer Kostenprognose erstellt.

Als «Problemkind» erwies sich auch dieses Jahr die Ruine Gutenfels ob Bubendorf. Trotz intensiver Bemühungen bot sich keine Finanzierungsmöglichkeit für die Konservierung der Südmauer oder eine ökologische Bestandenserfassung. Dessen ungeachtet wird die Burgruine weiterhin vom ehrenamtlichen Burgwart Andreas Loosli gepflegt. Dabei kümmerte er sich nicht nur um den Bewuchs und die Sauberkeit auf der Ruine sowie um kleine Reparaturen, sondern ist auch um die Erinnerung an die Geschichte der Burg bemüht: Am 19. Oktober, einen Tag nach dem Jahrestag des Basler Erdbebens 1356, hisste er die Fahne mit dem Wappen der Eptinger, der Erbauer der Burg.

Michael Schmaedcke

<

Andenken an die Zerstörung von 1356: Am 19. Oktober – einen Tag, nach dem sich das Basler Erdbeben zum 650sten Mal gejäht hatte – hisste der «Burgwart» der Ruine Gutenfels in Bubendorf, Andreas Loosli, die Fahne der Eptinger, der ehemaligen Burgherren.

Villa Munzach bei Liestal: Langsames Erwachen aus dem Dornröschenschlaf

Liestal, Munzach. Dank der Pflege gemäss einem 2016 eingeführten Unterhaltsplan ist die Anlage heute frei von Gestrüpp.

Nach ihrer Freilegung und der Konservierung eines Grossteils der erfassten Mauerzüge in den 1950er bis 1970er Jahren fiel die im Nordwesten Liestals gelegene römische Villa Munzach in einen Dornröschenschlaf. Obwohl sie eine der grössten und bestausgestatteten Anlagen der Schweiz ist,

lag sie lange Jahre im Schatten von Augusta Raurica und war nur wenig bekannt. Mit der Reaktivierung der Munzachgesellschaft vor einigen Jahren, der Aufnahme der Villa in das Programm der Sanierung von Ruinen der Archäologie Baselland, der Aufstellung einer neuen Informationstafel, der Behebung von Schäden am restaurierten Mauerwerk, der Bestanderfassung der vorhandenen Mauerpartien als Grundlage für weitere Planungen sowie der wissenschaftlichen Bearbeitung der in der Villa gefundenen Mosaiken erwacht die Anlage nun mehr und mehr aus dem Dornröschenschlaf.

Den neuen Schwung erkennt man mittlerweile auch an der Aufwertung des Villenareals. Bislang mähte das Grabungsteam regelmässig das Gras im Bereich der Villa und beschnitt die Büsche, sofern dies neben den Ausgrabungen möglich war. In letzter Zeit war dies wegen der starken Beanspruchung durch Notgrabungen jedoch nur noch selten der Fall. Dies hatte zur Folge, dass das Gras



zeitweilig sehr hoch stand, so dass die Wege nicht mehr überall passierbar und auch die Mauern in einigen Bereichen durch Buschwerk überwuchert waren. Das beeinträchtigte nicht nur die Sichtbarkeit und die Begehbarkeit der Anlage, sondern auch allgemein deren Erscheinungsbild. Abhilfe war dringend nötig.

Als Lösung bot sich an, die Stiftung «Öko-Job» aus Gelterkinden mit der regelmässigen Grünpflege zu beauftragen. Seit mehreren Jahren kümmert sie sich bereits um die Grünpflege der Ruine Homburg und seit einiger Zeit auch um die Ruine Farnsburg, was in beiden Fällen sehr positive Auswirkungen auf das Erscheinungsbild der Anlagen hat. Seit Mai 2016 wird nun auch die Villa Munzach von «Öko-Job» unterhalten. Zum Ende des Jahres zeigte sich, dass das Areal durch die regelmässige Grünpflege eine starke Aufwertung erfahren hat, was dazu beitragen wird, die Wert-

schätzung der archäologischen Stätte in der Bevölkerung zu erhöhen. Dies ist ein wichtiger Schritt im Hinblick auf die Sanierung und eine neue Präsentation der Anlage.

Bericht: Michael Schmaedecke

Frühlingserwachen
in der Ruine des
römischen Gutshofs ...



Laufen, Müschhag. Der virtuelle Betrachter nähert sich im noch unbearbeiteten digitalen 3D-Modell dem Herrenhaus von Osten. Links ist durch die Bäume die komplexe Dächerlandschaft des Badegebäudes zu erahnen (Joe Rohrer).



Laufen, Müschhag: die virtuelle Auferstehung eines römischen Gutshofs

Der römische Gutshof von Müschhag, zwischen Laufen und Wahlen gelegen, wurde im Zuge des Lehmabbaus für die keramische Industrie entdeckt und zwischen 1917 und 1962 unter der Leitung von Alban Gerster schrittweise freigelegt. Bemerkenswert war dabei 1933 der Beizug von Gerhard Bersu, damals Direktor der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt, der sich als Spezialist für das Erkennen der Spuren von Pfostenbauten im Boden einen Namen gemacht hatte. Prompt gelang ihm in Laufen der spektakuläre Nachweis eines hölzernen Vorgängerbaus unter dem späteren gemauerten Herrenhaus des Gutshofs.

Die Anlage im Müschhag gehört nicht zu den luxuriösesten Landgütern, die man vornehmlich aus Stadtnähe kennt. Dennoch lohnt sich eine erneute Auseinandersetzung mit den Befunden, weil die Anlage nach wie vor einen der wenigen grossflächig untersuchten Gutshöfe in der *Colonia Raurica* darstellt und es selbstverständlich auch wichtig ist zu verstehen, wie die einfacheren Landgüter der Römerzeit organisiert waren. Hinzu kommt, dass die Grabung durch Alban Gerster (1978) und Ste-

fanie Martin-Kilcher (1980) vorbildlich publiziert ist. So gab die kleine Ausstellung und Präsentation im Kräuterzentrum der Ricola AG (s. Jahresbericht 2014, 130–131) Anlass, im Hinblick auf eine spätere Visualisierung eine dreidimensionale, virtuelle Rekonstruktion in Angriff zu nehmen.

Das Luftbild von 1933 zeigt das freigelegte Herrenhaus. Im Innenhof sind die Pfostengruben des Vorgängerbaus zu erkennen.



**Blick von Südwesten
auf das Herrenhaus
(vorne) und die Neben-
bauten des mit einer
Palisade umzäunten
Gutshofs (Joe Rohrer).**

Bereits Alban Gerster hat mit dem Blick des gelernten Architekten eine Rekonstruktion vorgeschlagen. Seine Überlegungen, ergänzt um eine moderne Geländeaufnahme und aktuelle Erkenntnisse zur römischen Bauweise in der Region, bildeten die Grundlage für ein digitales Modell, das Joe Rohrer in bestbewährter Weise umgesetzt hat.



Die Gesamtkonzeption der Anlage basierte, nach der Lage der Gebäude zu schliessen, offenbar auf einem archäologisch nicht mehr nachweisbaren Wegkreuz. Bemerkenswert ist eine Senke nordöstlich des Herrenhauses, die Gerster als «Entenweiher» bezeichnet hat. Sie liegt genau auf der Höhenkote des Kohlbachs, der am Nordausgang von Wahlen vom gleichnamigen Bach abzweigt und noch auf Karten des 19. Jahrhunderts ein Stück weit den Höhenkurven folgte. Er ist ohne Zweifel künstlich angelegt, und der Verdacht liegt nahe, dass er ursprünglich den römischen Gutshof auf der Hochebene mit Wasser versorgt hat.

Das Herrenhaus hat gegenüber Gersters Vorschlag einige Korrekturen hinsichtlich Gebäudehöhe, Befensterung und Dachkonstruktion erfahren. Der Innenhof ist nicht mehr als Peristyl ringsum mit Säulenportiken rekonstruiert, weil der sich am Befund nicht ablesen lässt. Näherliegend ist vielmehr, dass der Kernbau mit seitlich vorspringenden «Risalit»-Anbauten und vorgelagertem Säulengang erst nach späteren Erweiterungen durch eine einfache Hofmauer mit

Tor zusätzlichen Schutz erhielt. Der Kernbau ist durch eine rot bemalte Sockelzone von den jüngeren Anbauten unterschieden, die zum Teil aus verputztem Fachwerk bestanden haben dürften. Komplett neu analysiert wurde das Badehaus mit seiner komplexen Baugeschichte: Hier wurde die Aufmerksamkeit auf die energetisch erforderliche Kompaktheit des Bauwerks, die durch die anzunehmenden Gewölbe über den Warmräumen im Innern bedingten Dachhöhen und eine an der Gesamterscheinung nachvollziehbare Abfolge der Gebäudeteile gelenkt.

Im Innern des Gutshofareals fanden sich im Süden eine Verhüttungszone mit Rennofen und im Nordosten eine Landwirtschaftszone mit Sodbrunnen, einem offenbar durch Pfosten vom Boden abgehobenen Speicher sowie einem grossen Steinbau, der als Remise und Lager, nach den Funden zu schliessen aber auch als Unterkunft für die Landarbeiter, gedient hat. Seine Rekonstruktion orientiert sich an einem spektakulären Befund aus Oberndorf-Bochingen (Baden-Württemberg).

Bericht: Reto Marti, mit Dank an Thomas Hufschmid und Andreas Fischer
Visualisierung: Joe Rohrer, Bildebene, Luzern
Finanzierung: Rosa und Emil Richterich-Beck Stiftung, Laufen

Blick von Südosten auf das Herrenhaus in seiner jüngsten Ausbauphase. Rechts das Badegebäude (Joe Rohrer).



Burgruine Pfeffingen.
Der mächtige Wohnturm ist fertig gesichert und seit Ende 2016 auch für das Publikum wieder zugänglich.



Burgruine Pfeffingen: kurz vor dem Ziel

In der Bauetappe 2016 auf Pfeffingen wurden die Arbeiten im östlichen Bereich der Burganlage fortgesetzt. Es standen noch Sicherungen an der nördlichen Umfassungsmauer, der Nordmauer der «Neuen Behausung» sowie an den beiden Türmen des Osttors an. Diese Sanierungen endeten im September, so dass anschliessend der Kran in der Mitte des Burgareals abgebaut werden konnte.

Parallel dazu begann bereits im Frühjahr die Sicherung des mittleren und westlichen Bereichs, wofür ein zweiter Kran erforderlich war, der im westlichen Burggraben aufgestellt wurde. Hier wurde die nördliche Umfassungsmauer wieder vollständig geschlossen. Um Baumaterial zu sparen, rekonstruierte man sie nicht in voller ehemaliger Höhe, sondern nur soweit, dass das Burggelände einen deutlich erkennbaren nördlichen Abschluss bekam. Da die Mauer dadurch nicht die für eine Absturzsicherung erforderliche Höhe besitzt, wurde davor ein Zaun errichtet.

An der südlichen Zwingermauer erfolgte die Sicherung des oberen Zinnenabschlusses. Dabei wurden Zinnen und Zwischenräume mit vor Ort vorgefertigten Betonplatten abgedeckt, was eine grosse Kostenminderung erbrachte und einen langfristig sicheren Schutz der Mauerkrone

Frühsommer 2016. Letzte Arbeiten im östlichen und mittleren Bereich der Burganlage (Sven Stohler).



Auf den Zinnen der südlichen Umfassungsmauer werden die vorgefertigten Abdeckungen montiert (Jakob Obrecht).

gewährleistet. Die Abdeckungen besitzen an der Maueraussenseite einen Überstand, der bewirkt, dass das Regenwasser nun nicht mehr direkt über das Mauerwerk abläuft, sondern vor der Mauer abtropft oder bei Wind grossflächig verteilt wird. Damit konzentriert sich das Wasser nun nicht

mehr auf bestimmte Bereiche direkt unter der Mauerkrone, wo es Schäden verursachen kann.

Darüber hinaus wurde die südliche Zwingermauer an der Innenseite bis auf den Mauerfuss und an der Aussenseite bis auf mittlere Höhe verputzt, so dass die Gerüste in diesen Bereichen anschliessend grösstenteils wieder abgebaut werden konnten.

Wie bei allen sanierten Bauteilen wurde die südliche Zwingermauer vor Beginn bauarchäologisch untersucht. Dabei zeigte sich eine mehrphasige Entwicklung. Eine Überraschung bot die Holzaltersbestimmung von in der Mauer steckenden Gerüsthelmen. Sie datiert die erste Bauphase in die 1380er Jahre. Der Zwinger stammt in dieser Form also aus derselben Zeit wie der Wohnturm.

Beim westlich an die Zwingermauer anschliessenden Hexenturm wurden zuerst der starke Bewuchs und der auf dem Dach liegende Humus entfernt. Darunter kamen die Reste des mit Ton und Sandsteinplatten bedeckten Bodens einer



Wehrplattform zu Tage. Da der Turm auf den historischen Ansichten von Emanuel Büchel aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mit einem Kegeldach dargestellt ist, handelt es sich hierbei um einen älteren Zustand. An der Ostseite des Turm musste im oberen Bereich ein Teil des Mauermantels, der sich abgelöst hatte, neu aufgebaut werden. Hingegen zeigte sich, dass das Gewölbe im Obergeschoss des Turms intakt geblieben ist, so dass hier keine Sicherungsarbeiten erforderlich waren. Der Turm wurde über den Winter provisorisch abgedeckt und soll 2017 eine neue Krone sowie einen geregelten Wasserablauf erhalten.

Bei der Schildmauer im Westen wurde schon zu Beginn der Sanierung festgestellt, dass der Mauerwerkern auf Grund der Versiegelung der Fugen mit Zementmörtel, die den Austritt des eingedrungenen Wassers verhindert, sehr stark durchfeuchtet ist. Deshalb hat man sie zu Beginn der Etappe an der Innenseite eingerüstet und den Fugenmörtel entfernt, so dass sie bis zur geplanten Neuverfugung 2017 austrocknen kann. An der Aussenseite,

an der man zunächst davon ausging, dass sie nicht eingerüstet werden muss, haben Maurerkletterer bisher nicht sichtbare Schäden festgestellt, die 2017 zu beheben sind, so dass hier doch ein Gerüst erforderlich sein wird. Im Laufe des Jahres wurden zudem verschiedene Möglichkeiten für die

Bei der passgenauen Montage der Brückenelemente über den östlichen Burggraben war Fingerspitzengefühl gefragt.



Sicherung der Flankenmauer beim inneren Tor. Das Schutzdach ermöglicht das Arbeiten auch bei Regenwetter (Jakob Obrecht).

Kronenabdeckung der Schildmauer abgeklärt. Nach der Prüfung verschiedener Varianten mit Bleiplatten, Kupferblech oder der Erneuerung des bisherigen, schadhaft gewordenen Zementüberzugs entschied man sich für eine gemauerte Mauerkrone.



Beim Eintiefen eines Sondierschnittes in der Verlängerung der Grube eines der vier Kranfundamente im nordwestlichen Bereich der «Neuen Behausung», also etwa in der Mitte der Burganlage, wurden in einer Planierschicht kleinere Fragmente römischer Leistenziegel gefunden. Bereits bei der Sanierung 1934 fanden sich im Westhof römische Leistenziegel. Es stellt sich nun die Frage, ob auf dem Areal der Burg ein römisches Bauwerk, vielleicht ein Wachturm, gestanden hat oder ob die Ziegel von andernorts hierher gebracht wurden. Denkbar wäre es, dass sie aus dem Bereich der Pfeffinger Pfarrkirche stammen, wo es Hinweise auf ein römisches Gebäude gibt. Da im heute sichtbaren Mauerwerk der Burganlage keine als römisch zu bezeichnende Ziegel zu erkennen sind, könnten sie in älteren, heute nicht mehr vorhandenen Mauerpartien verbaut gewesen sein. Vielleicht hatte man sie im Mittelalter auch für Herdstellen verwendet oder die Ziegel gemahlen und dem Mörtel beigemischt. Mörtel mit Ziegelmehlzuschlag findet sich vereinzelt in der bestehenden Anlage.

Auch in diesem Jahr dokumentierte Prof. Dr. Bruno Baur vom Institut für Natur-, Landschafts- und Umweltschutz der Universität Basel die Schnecken, die auf den von den Sanierungsmassnahmen betroffenen Mauerpartien leben. Unter den erfassten 2204 Individuen befanden sich auch zwei Arten, die auf der Roten Liste der Mollusken der Schweiz als potentiell gefährdet eingestuft sind (*Neostyriaca corynodes* und *Trichia montana*). Nach der Bestimmung wurden sie an Ersatzstandorten, in der Regel im Innern des Wohnturms, wo anlässlich der Untersuchung eine grosse Schneckenpopulation festgestellt wurde, wieder ausgesetzt.

Kurz vor Weihnachten wurde die Brücke über den östlichen Burggraben sowie der Zugang in den Wohnturm montiert. Damit ist der östliche Zugang in die Burganlage wieder begehbar, so dass dieser Bereich der Burg für das Publikum wieder freigegeben ist. Der Abschluss der Sanierung ist im Sommer 2017 geplant.

Projektleitung und Bericht: Michael Schmaedecke
Bauleitung: Jakob Obrecht, Sali Sadikaj
Baufirma: Rofra, Aesch, Reto Ryffel (Bauführung), César Wagner (Polier)
Baudokumentation: Jakob Obrecht
Dendrodatierungen: Raymond Kotic, Basel

Vor der Brücke über den östlichen Burggraben lädt ein neu geschaffener Platz zum Verweilen ein.



Zunzgen, Büchel.
Der markante Hügel
an der Autobahn A2
ist ein Wahrzeichen
des Diegtertals mit
über 1000-jähriger
Geschichte. Blick von
Südwesten.



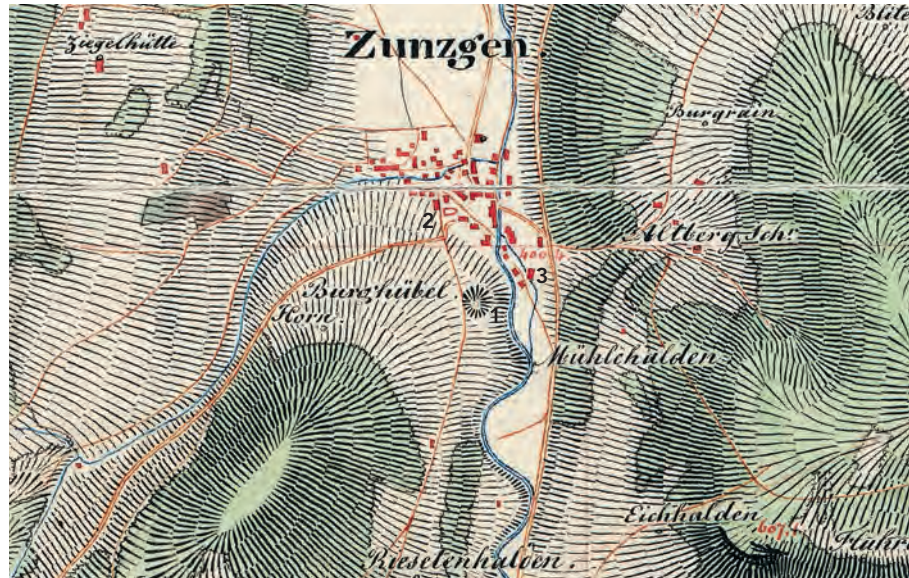
Fürstengrab, Kultplatz oder Burg? – Der Büchel bei Zunzgen

Über den markanten «Büchel», den künstlichen Hügel hart an der Autobahn A2 bei Zunzgen, kursieren viele Legenden. So soll kein geringerer als der berühmte Hunnenkönig Attila in einem goldenen Sarg darunter begraben liegen. Alternativ wurde auch schon über die Grabstätte eines alamannischen Kriegerfürsten aus dem frühen Mittelalter spekuliert, und in den Baselbieter Sagen ist von einer Kapelle mit weisser Jungfrau die Rede. Ein etwa zehn Meter tiefer Sondierschacht, den man 1881 in den Hügel trieb und durch seitliche Suchstollen erweiterte, blieb ergebnislos. Anstelle des Goldes stiessen die Schatzgräber lediglich auf einige Tierknochen, ein Messer und eine Knochenadel. Die Funde sind heute verschollen.

Das Wort «Büchel» stammt vom althochdeutschen «buhil», Hügel, ab. Der Name beschreibt demnach nur die Form, verrät aber nichts über die ursprüngliche Bedeutung des Platzes. Näher kommen Flurnamen des 15./16. Jahrhunderts wie «burgrein», «burgmatten» oder «hinter der burg», die die Erinnerung an einen mittelalterlichen Adelssitz wach halten. Und in der Tat haben Untersuchungen um

1950 nicht nur gezeigt, dass der Hügel künstlich aufgeschüttet ist und keine Grabkammer darunter liegt, sondern sie haben auch ein paar wenige Keramikscherben und einen eisernen Schlüssel mit hohlem Schaft ans Licht gebracht, die gut in die Zeit um 1000 passen. 1967 schliesslich stiess man bei den Vorabklärungen für den Autobahn-

Die Baaderkarte von 1844 zeigt eine recht ursprüngliche Situation des Büchels (1) mit dem Fussweg zur Kirche (2) und der Mühle (3) im Tal.

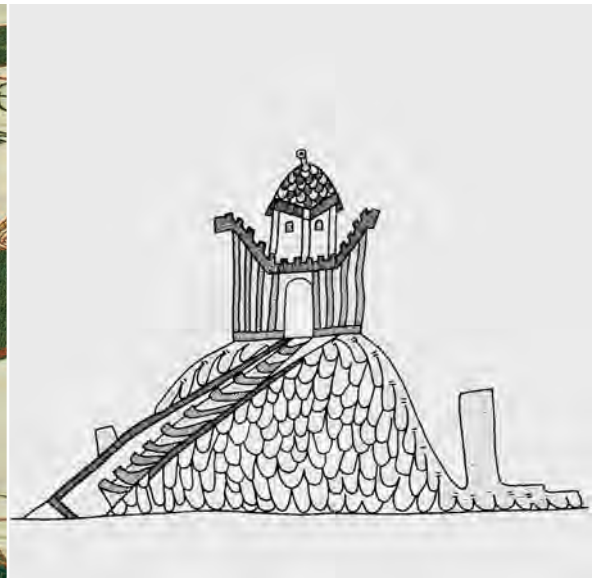


Auf dem Bildteppich von Bayeux aus dem 11. Jahrhundert sind mehrere Burgmotten detailreich dargestellt, hier das Beispiel von «Rednes» (Rennes).

bau im hangseitigen Vorgelände zudem auf einen Wehrgraben, in dem sich noch die Spuren einer hölzernen Konstruktion fanden, die als Rest einer Palisade oder Brücke interpretiert werden.

Der Hügel gehört demnach in eine Kategorie früher Adelsburgen, die durch «Anmotten» künstlich

erhöht wurden. Man nennt diesen Burgentyp deshalb «Motte». Jürg Tauber hat 1980 in seinem Buch «Herd und Ofen im Mittelalter» die Resultate der Grabung von 1950 analysiert und kam zum Schluss, dass der «Büchel» analog zu vergleichbaren Anlagen in zwei Etappen entstanden ist. Eine erste «Kernmotte», von der die erwähnten Funde stammen,



war nur halb so hoch. Zu Taubers These passt, dass die Ausgräber in ihrem Sondierschnitt eine über drei Meter tiefe Spur entdeckten, die zu einem viereckigen Pfosten mit 35 Zentimetern Kantenlänge gehörte. Dieses Pfostenloch endet oben genau auf dem Niveau der «Kernmotte», stammte also von einem Bauwerk dieser ersten Etappe. Ein C14-Datum aus diesem Bereich (ETH-41089, 1150 ±35 BP) verweist ins 10. oder gar 9. Jahrhundert.

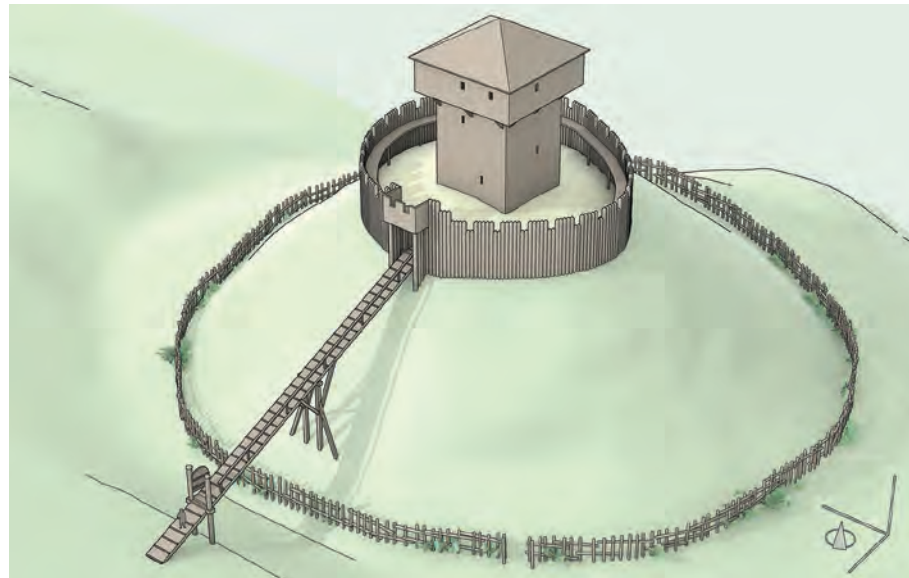
Einen solch mächtigen Pfosten kann man nicht einfach in ein von oben gegrabenes Loch setzen. Auch hier zeigen Vergleiche, dass der Vorgang vielmehr umgekehrt verlief: Man hat den Hügel um die zuvor gesetzten Wandpfosten herum «angemottet» und so verhindert, dass die Gebäude im Laufe der anschliessenden Setzungsprozesse gleich wieder instabil wurden. Vermutlich bildete der nachgewiesene Pfosten die Ecke eines hölzernen Turms.

Damit ist klar: Der «Büchel» ist das Relikt einer frühen mittelalterlichen Holz-Erde-Burg. Wie man sich derartige Anlagen vorzustellen hat – künstlicher Hügel, Palisadenschutz, Zugangsbrücke und

Turm –, zeigen die Darstellungen im berühmten Teppich von Bayeux sehr anschaulich. Heute unterrichtet eine Informationstafel vor Ort über diese ganz besondere archäologische Stätte aus dem Zeit des frühen Burgenbaus.

Bericht: Reto Marti

**Versuch einer
Rekonstruktion
der Burgmotte von
Zunzgen im Endausbau
(Joe Rohrer).**





Dokumentation und Archiv

Eine archäologische Ausgrabung oder eine bauhistorische Untersuchung kann meist nur einmal durchgeführt werden, denn die Befunde werden dabei in der Regel unwiederbringlich zerstört. Fotomaterialien bilden deshalb einen wichtigen Bestandteil der Dokumentation in der archäologischen Forschung: Als Momentaufnahmen halten sie die einzelnen Etappen des Abbaus bildlich fest und überliefern der Nachwelt als wichtiger Informationsträger für die Dokumentation und die wissenschaftliche Auswertung die vorgefundenen Spuren der Vergangenheit.

Das Archiv der Archäologie Baselland besitzt eine umfangreiche Sammlung archäologischer Dias, Fotopositive und -negative, die überwiegend aus dem Zeitraum der 1960er bis Anfang der 2000er Jahre stammen. Die Bestände an Fotopositiven und Dias wurden in den letzten Jahren in vollem Umfang digital verfügbar gemacht. Das Negativarchiv wird nun ebenfalls sukzessive aufbereitet. Im Jahr 2016 wurden weitere 13 917 Aufnahmen digitalisiert. Für die Öffentlichkeit wird der Zugang zu den Materialien durch die Digitalisierung komfortabler, da die Bestände besser recherchierbar sind und die Bilder den Nutzern elektronisch zugesandt und bequem am Bildschirm betrachtet werden können. Gleichzeitig trägt diese Archivierungsmaßnahme zur dauerhaften Sicherung der Fotografien bei und schützt die Originale, da diese unter optimalen Bedingungen ohne weiteren Zugriff eingelagert werden können.

Tabea Molliné

<

Historisches
Fotonegativ von der
1965 durchgeführten
Ausgrabung in der
Kirche von Eptingen.

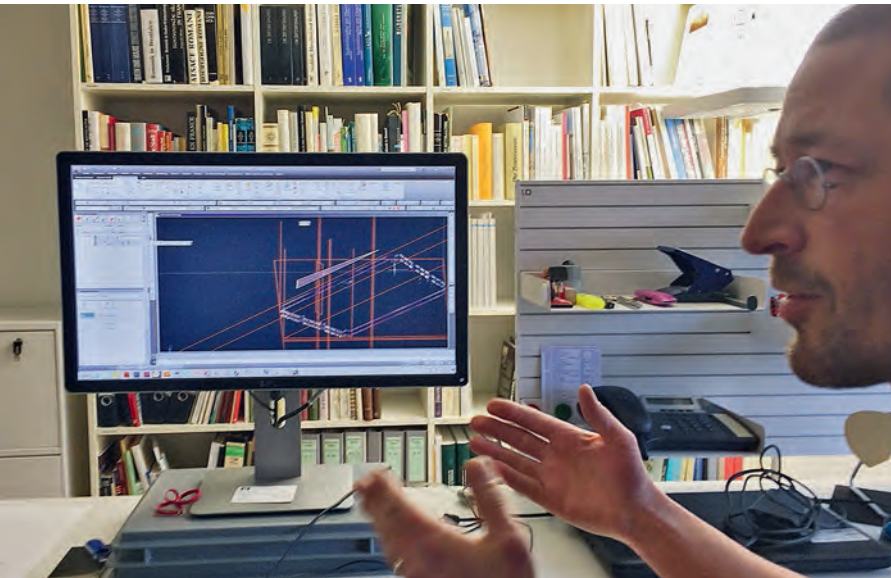
Zu Gast in Basel: Laserscanning im Zunftsaal des Schmiedenhofs

Conradin Badrutt
von der Basler
Denkmalpflege erklärt
Arbeitsabläufe im
CAD-Programm.

Auf Anfrage der Kantonalen Denkmalpflege Basel-Stadt stellte die Archäologie Baselland im Januar des Berichtsjahres ihre Erfahrung in den verschiedenen Methoden der digitalen Erfassung für die Dokumentation des Zunftsaaes des Basler Schmiedenhofs zur Verfügung.

Das altherwürdige Gebäude am Rümelinsplatz war seit dem Jahr 1411 das Zunftgebäude der Schmiede. 1887 verkaufte die Zunft das Gebäude an die «Gesellschaft zur Förderung des Guten und des Gemeinnützigen in Basel». Im Zunftsaal befinden sich bemerkenswerte Glasmalereien aus dem 16. Jahrhundert sowie Wandmalereien des Baslers Hans Sandreuter aus dem 19. Jahrhundert.

Bei der Dokumentation kam der Laserscanner der Archäologie Baselland zum Einsatz, um den gesamten Raum dreidimensional zu erfassen. Aus den beiden 360 Grad-Messungen des Geräts wurde eine farbige Punktwolke generiert, die aus Millionen von Einzelpunkten besteht. Diese Punktwolke bildet im Computer ein zentimetergenaues dreidimensionales Abbild der Umgebung. Sie ist die Grundlage für viele Anwendungen, darunter auch



die komfortable Erstellung von Plänen in CAD-Programmen oder von 3D-Modellen und -visualisierungen (s. Jahresbericht 2015, S. 164–169).

Im Zuge der gutnachbarschaftlichen Amtshilfe fand ein reger Austausch von Know-how und

Ideen zur dreidimensionalen Dokumentation und darüber hinaus statt. Dies führt letztlich zu einer Erhöhung der Arbeitsqualität und Effizienz auf beiden Seiten.

Bericht: Jan von Wartburg

Die gescannte Punktwolke kann beliebig zugeschnitten werden. Hier ein Längsschnitt durch den Zunftsaal des Schmiedenhofs.



Neu in Liestal: die Privatbibliothek von Prof. Dr. Max Martin

2016 erschienen als Ko-
produktion der Archäo-
logie Baselland und der
Universität Heidelberg
in einer Kleinauflage die
fünfbändigen «Kleinen
Schriften» Max Martins.

Max Martin, der im Dezember des Berichtsjahrs verstorben ist (s. Seite 20–23), hinterlässt ein aussergewöhnlich umfangreiches wissenschaftliches Werk. Dieses umfasst neben den Monografien 140 in Fachzeitschriften erschienene Artikel und kleinere Schriften mit einem Volumen von insgesamt über 3500 Druckseiten!

Die Basis für diese vielen Arbeiten, unter denen sich zahlreiche wegweisende Beiträge zur Archäologie der Spätantike und der Merowingerzeit finden, fand der gebürtige Baselbieter Martin in seinem riesigen Privatarchiv mit persönlichen Notizen, Skizzen, Kopien und Fotos zu Hunderten von Fundstellen, ergänzt durch eine umfangreiche Privatbibliothek.

Dank Martins Entgegenkommen war es möglich, den grössten Teil seiner privaten Bibliothek in die Bestände der Kantonsbibliothek Baselland KBL in Liestal zu überführen und dort zu erfassen. Diese Arbeiten sind mittlerweile abgeschlossen und die 2337 Werke, darunter manche Rarität, auch unter den 1700 Broschüren und Sonderdrucken, sind online unter www.kbl.ch recherchierbar. Für diejenigen, die sich mit der Geschichte und Archäologie der späten Römerzeit und des Frühmittelalters befassen möchten, dürfte sich ein Blick in den Bestand lohnen. Er repräsentiert nicht nur rund 50 Jahre Forschungstätigkeit, sondern beeindruckt auch durch seine geografische Breite. So finden sich neben den Werken zur Schweiz auch



zahlreiche zu ihren Nachbarländern und darüber hinaus, namentlich zu Frankreich, Deutschland, Italien und die Benelux-Länder, aber auch zu England, Österreich und Ungarn.

Die thematischen Schwerpunkte spiegeln Martins eigenes Werk wieder. So stehen Grabfunde mit ihren Beigaben und der Fundstoff des 4.–7. Jahrhunderts im Vordergrund, Beiträge zu Gräberfeldern, Hortfunden, Kirchen- und Siedlungsgrabungen und darüber hinausgehend zu Grabsitten und Siedlungsgeschichte. Daneben finden sich aber auch Werke aus Nachbardisziplinen wie Geografie, Volkskunde, Namenkunde, Numismatik, Metrologie und Runenkunde. Es ist genau diese Vielfalt der Blickwinkel, in Verbindung mit präziser, scharfsinniger Analyse und immer aufs Neue verblüffender Kombinatorik, die Max Martins Schaffen charakterisieren.

Die Sicherung und Erschliessung der umfangreichen Fachbibliothek wurde möglich dank grosszügiger finanzieller Unterstützung durch den Swisslos-Fonds Baselland, die Freiwillige Akade-

mische Gesellschaft Basel, den Archäologieverein Tatort Vergangenheit sowie den Basler Zirkel für Ur- und Frühgeschichte. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

Bericht: Reto Marti
Erschliessungsprojekt KBL: Bettina Hunn

Die Bestände der Fachbibliothek Martin sind in der Kantonsbibliothek Baselland mittlerweile perfekt erschlossen.





Auswertung und Vermittlung

Was bringt 200 Personen dazu, sich an einem schönen Samstag auf einer staubigen Baustelle einzufinden? Das Interesse an der Vergangenheit! Der Tag der offenen Ausgrabung in Pratteln war ebenso ein Erfolg wie all die anderen rund 50 Veranstaltungen, an denen Mitarbeitende der Archäologie Baselland 2016 die Ergebnisse ihrer Arbeit weitervermittelten. Rund 1600 Laien und Fachleute, Jugendliche und Erwachsene, Lehrpersonen und Schulkinder konnten wir auf diese Weise direkt ansprechen.

Noch viel zahlreicher sind die vielfältigen Kontakte mit unserer Arbeit, von denen wir nur ahnen können: Auf die individuellen Besuche von archäologischen Stätten und Museen wurde bereits in der Einleitung hingewiesen (s. Seite 8). Ein weiteres Zielpublikum, dessen Grösse wir kaum schätzen können, sind Zeitungsleserinnen oder auch Fernsehzuschauer, die wir im vergangenen Jahr indirekt mittels Medienmitteilungen informiert haben. Hinzuzählen wären auch noch Leute, die wie Sie unsere Publikationen vom Jahresbericht bis zu den Fachbüchern lesen.

Die grosse Resonanz unserer Vermittlungsarbeit ist uns jedes Jahr von neuem Ansporn, unsere Kulturgüter nicht einfach nur zu erhalten, sondern sie auch zu erforschen und die gewonnenen Erkenntnisse weiterzugeben. Gerne opfern wir dafür oft auch Wochenenden und Abende. Denn nicht zuletzt geht es uns darum, unseren Geldgebern – den Steuerzahlenden – zu zeigen, was mit ihren unfreiwilligen Abgaben finanziert wird.

Andreas Fischer

<

Archäologie an Ort
und Stelle: Der Tag der
offenen Ausgrabung
in Pratteln stiess auf
grosses Interesse.

Keltisches vom Ränggen – ein Bild verdichtet sich

Die Bergfluh und der Hügelgrat des Ränggen von Norden. Links die Engnis zwischen Diegten und Eptingen.

Die Fundstelle Ränggen zwischen Diegten und Eptingen ist ein hervorragendes Beispiel, wie wichtig es für die Archäologie ist, alle Informationen zu erhalten und zusammenzutragen, um ein schlüssiges Bild der Vergangenheit zu gewinnen. Schon lange bekannt – wenn auch noch nicht voll-

ständig erforscht – sind die zwei oder drei Burgen auf dem Höhenzug. Der Basler Chronist Daniel Bruckner sah im 18. Jahrhundert noch starke Mauern und Gräben, die heute grossteils der Erosion zum Opfer gefallen sind (vgl. Jahresbericht 2015, 56–61). Bruckner erwähnte in seinem «Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel» aus dem Jahr 1760 im Band 19 aber auch schon vormittelalterliche Funde: zwei römische Münzen und eine «barbarische». Letztere gab er auch zeichnerisch wieder, weshalb eine Identifizierung als keltische Potinmünze vom Sequanertyp möglich ist. Dieser Fund blieb lange unbeachtet respektive er wurde als Einzelfund aus unbekanntem Umständen eingestuft.

Der Ränggen war im 20. Jahrhundert immer wieder Ziel von Ausgrabungen, Sondierungen und Prospektionen. Bei einigen handelte es sich um staatlich bewilligte Aktionen, wie die Bestandaufnahme und Sondierung durch Peter Tschudin



in den 1950er Jahren. Dabei wurde auch das Plateau bei der Bergfluh mit einigen Schnitten untersucht, und Tschudin rapportierte Funde von vormittelalterlicher Keramik. 1978 fand Arnold Singeisen einen Amphorenfuss und 1998 suchte die Archäologie Baselland das Gebiet oberflächlich ab, weil es Berichte über Raubgräberei gab. Die Täterschaft ist bis heute unbekannt, doch es könnte gut sein, dass es sich um zwei Personen handelte, die heute – nach ihrer Legalisierung – ehrenamtliche Mitarbeitende der Archäologie Baselland sind. Denn damit sind wir wieder am Anfang dieses Berichtes: Erst die Offenlegung von «Altlasten» sowie neuere Prospektion durch Bruno Jagher (vgl. Jahresbericht 2014, 18–21) und Alexandra Benz offenbarten eine intensivere keltische Nutzung des Ränggen.

Zu Bruckners verschollenem Stück kommen nun 13 weitere keltische Münzen, die sich in der Obhut der Archäologie Baselland befinden: Vom Ränggen selbst stammen drei silberne Quinare, ein halbiertes Quinar oder Rohling für die Münzprägung sowie acht Exemplare aus Buntmetall, so

genannte Potinmünzen; eine weitere solche wurde zudem in der nahen Flur Unterburg gefunden. Doch damit nicht genug: Auch andere für die späteste Eisenzeit typische Objekte wie Nauheimer Fibeln, ein Radamulett, ein Achsnagel oder das Fragment eines Glasarmrings wurden eingeliefert.

Potpurri aus keltischen Münzen: oben links Potins, unten rechts Quinare, inklusive eines halbierten Rohlings (?).



Zahlreiche Fibeln (Gewandspangen), Buntmetallringe sowie ein Glasarmringfragment passen zeitlich bestens zu den Münzen.

Dies veranlasste uns zu einer umfassenden Durchsicht aller Funde vom Ränggen. Eine wichtige Rolle spielte dabei auch eine Ausgrabung am Hüggelfuss. Für die Errichtung einer Fernsehsignal-Umsetzerstation führte die Archäologie Baselland 1970 eine kleinere Ausgrabung beim Hof Ober-

burg durch. Das spärliche, gemessen an der Grösse der untersuchten Fläche aber doch beachtliche Fundmaterial enthält zahlreiche Scherben von keltischen Gefässen. Damit zeichnet sich nun bereits ein ziemlich aussagekräftiges Bild ab.



Etwa die Hälfte der insgesamt 14 Münzen datieren in das ausgehende 2. und den Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr.. Zusammen mit den bereits erwähnten Nauheimer Fibeln, dem Amphorenfuss (Typ Dressel 1A) sowie einigen Keramikscherben sind damit menschliche Aktivitäten auf dem Ränggen im Bereich der Bergfluh für die ältere Phase der Spätlatènezeit gesichert. Ein weiterer Teil der gefundenen Münzen ist chronologisch in der Zeit vom zweiten und dritten Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr. anzusetzen. Es ist davon auszugehen, dass diese in den Jahrzehnten um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. in den Boden kamen. Dies passt gut zu einigen jüngeren Fibeln (so genannte Schüssel- und Knotenfibeln), die auch in der gleichzeitig bewohnten keltischen Befestigung auf dem Basler Münsterhügel vorkommen. Einzelfunde aus römischer Zeit zeigen eine Nutzung des Geländes im 1. Jahrhundert n. Chr. und in spätrömischer Zeit an.

<

Amphorenfuss vom so genannten Typ Dressel 1A, gefunden 1978 von Arnold Singeisen.

Bleibt noch die Frage nach der Art der keltischen Besiedlung auf dem Ränggen. Für den Fundplatz beim Hof Oberburg kommt ein Gehöft in Frage. Diese Interpretation steht aber ohne weitere Belege auf tönernen Füßen. Die Funde vom Bergrücken sind noch schwieriger zu deuten. Auffallend

Der elegant geschmiedete Achsnagel zeugt von einem Wagen.



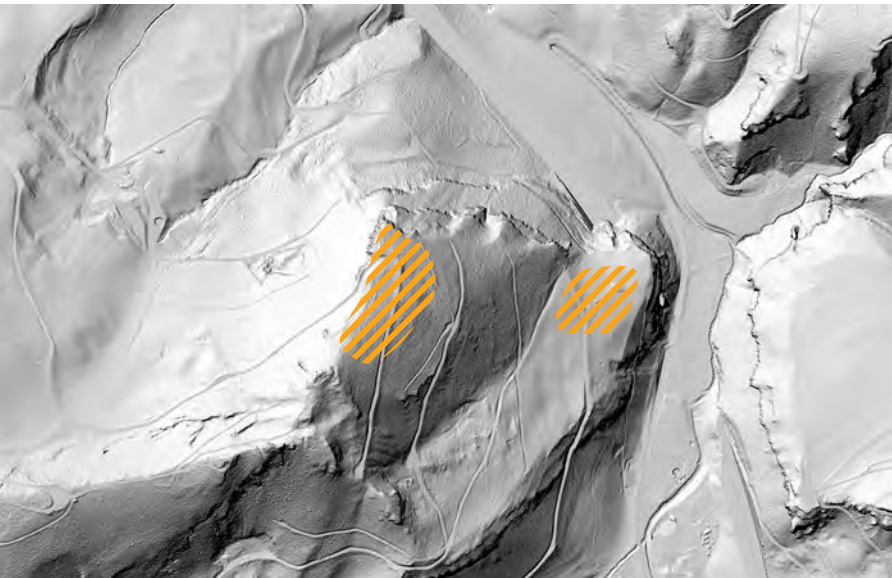
Relief mit den groben
Fundzonen auf dem
Ränggen (links) und
der Geländeterrasse
der Oberburg.

ist die hohe Zahl an Münzen. Im Baselbiet brachten nur die (Gewerbe-) Siedlung Sissach-Brüel sowie das mutmassliche Höhenheiligtum auf der Gerstelfuh bei Waldenburg eine ähnliche Menge zum Vorschein. Weitere aussergewöhnliche Funde, wie der sehr schöne Achsnagel, unterstreichen

die Besonderheit des Fundorts. Auch wenn man davon ausgehen kann, dass auf dem schmalen Grat keine Fahrstrassen vorhanden waren, spricht dieses Objekt doch für die (zeitweise) Anwesenheit einer Elite, die sich den Luxus eines Wagens leisten konnte.

Wurde der Ort also für spezielle Zeremonien oder Niederlegungen genutzt? Für eine solche Deutung als weiteres Höhenheiligtum würde auch eine gewollt verbogene Fibel sprechen. Das Ritual der bewussten Zerstörung von Dingen ist in der Vorgeschichte häufig zu beobachten. Man nimmt an, dass die Gegenstände damit dem alltäglichen, profanen Gebrauch entzogen werden sollten. In dieselbe Richtung deutet ein Radamulett, das wohl auch gezielt zerhackt worden ist. Zahlreiche Beispiele aus spätkeltischen Heiligtümern in Frankreich zeigen, dass diese Objekte ähnlich wie die Münzen eine bedeutende Rolle im Ritus als Bitt- oder Dankopfer einnahmen.

Alternativ könnte das Areal als befestigte Siedlung beziehungsweise Fluchtort in unruhigen Zeiten



gedient haben. Es fehlen aber typische Elemente wie Wälle und Gräben. Einzig eine Senke entlang der Nordflanke könnte menschlichen Ursprungs sein, die Zeitstellung ist aber unklar. Andererseits ist nicht auszuschliessen, dass die nachweislich starke Erosion solche Spuren zerstört hat. Um die

Frage der Funktion zu beantworten, ist unser Bild des keltischen Ränggen leider noch zu schemenhaft.

Bericht: Andreas Fischer und Michael Nick, Inventar der Fundmünzen Schweiz (IFS), Bern

**Weitsicht inklusive:
das Panorama von der
Bergfluh nach Norden.**





Zahlreiche Freiwillige halfen in den 1950-er Jahren mit, das Herrenhaus des römischen Gutshofs von Munzach freizulegen.

Luxus auf dem Land – Neues zu den römischen Mosaiken von Munzach

Der fünf Kilometer von Augusta Raurica entfernte Gutshof von Munzach gehört hinsichtlich seiner Grösse und luxuriösen Ausstattung zu den bedeutendsten römischen Villen im Umland der Römerstadt, aber auch im Gebiet der heutigen Schweiz. Nur in der Westschweiz gibt es noch grössere Gutshofanlagen. Vom ausserordentlichen Reichtum zeugen auch die sechs nachgewiesenen Mosaiken: vier schwarz-weiße geometrische, die teilweise sehr grosse Flächen belegen, und zwei figürliche. Sie zeigen, dass polychrome, figürliche und grossflächige schwarz-weiße Böden gleichzeitig und nebeneinander vorkommen können.

Die Bearbeitung der Munzacher Mosaiken geht auf einen Auftrag vor mehr als acht Jahren zurück. Ziel war es, die Böden neu auszuwerten, um für eine geplante Neupräsentation des Ruinengeländes weitere Erkenntnisse und im Besonderen aktuelle Rekonstruktionszeichnungen in digitaler Form zu erhalten. Dank der finanziellen Unterstützung der Munzachgesellschaft Liestal konnte

der Polygraf Michael Vock diese Zeichnungen nach den Angaben der Autorin anfertigen. Nun liegen die Neubewertung der Mosaiken inklusive der Rekonstruktionen und vieler weiterer Abbildungen als Band 52 der «Schriften der Archäologie Baselland» vor!

So stellt man sich heute den Gutshof von Munzach in der Zeit seiner grössten Blüte vor (Atelier bunterhund, Zürich).



**Grabungsleiter
Theodor Strübin beim
Fotografieren.**

Das Buch beginnt mit der Entdeckungs- und Ausgrabungsgeschichte in den 1950er-Jahren durch Theodor Strübin, der von zahlreichen ehrenamtlichen Mitarbeitenden sowie von den berühmten Munzachbuben und -mädchen unterstützt wurde. Strübin machte auf den Grabungen in Munzach

mehrere hundert Farbdias, zu einer Zeit, in der die Farbfotografie noch längst nicht alltäglich war. Für die umfassende Auswertung der Mosaiken waren sie ein unermesslicher Schatz. Dies umso mehr, als die übrige Dokumentation der 1950er-Jahre weit entfernt von den heutigen Standards war. Strübins Farbdias sind heute alle digitalisiert und somit für die Zukunft gesichert.

Neben der Forschungsgeschichte und einer kurzen Beschreibung der Gutshofanlage stehen die Mosaiken im Zentrum, die in einem Katalog detailliert beschrieben und im Hinblick auf ihre Rekonstruktion diskutiert werden. Hierzu ein paar Details zu den beiden figürlichen Mosaiken:

Mosaik IV, das «Quadrigamosaik», zeigte ursprünglich ein Wagenrennen. Leider ist die Bodenheizung unter dem Mosaik eingestürzt und hat dieses stark in Mitleidenschaft gezogen. Erhalten sind die vier Pferde einer so genannten «Quadriga». Der Wagen des Gespanns mit dem Lenker ist nicht erhalten. Auf einem weiteren Fragment ist



ein einzelner Pferdekopf überliefert. Im römischen Wagenrennen traten immer vier Mannschaften gegen einander an, jede mit einer anderen Farbe: Es gab jeweils ein grünes, ein rotes, ein blaues und ein weisses Team. Die vier Farben symbolisierten die vier Jahreszeiten: Grün stand für Frühling, rot für Sommer, blau für Herbst und weiss für Winter. Das Zaumzeug der Munzacher Quadriga ist weiss, das heisst die Pferde gehörten zur entsprechenden Equipe. Beim einzeln erhaltenen Kopf ist das Zaumzeug leider nicht erhalten. Römische Zirkusdarstellungen zeigen das Wagen-Rennen immer im Gegen-Uhrzeigersinn. Das Gespann von Munzach rennt aber im Uhrzeigersinn.

Ein sehr guter Vergleich zu den Pferden von Munzach findet sich in Quadrigen auf einem Mosaik von Sainte-Colombe in Südfrankreich. Dort füllen die Wagengespanne jedoch die Eckzwickel aus und nicht den Mittelkreis. Die beste Parallele zur Darstellung der Quadriga von Munzach bildet der Solwagen auf dem so genannten Wochengöttermosaik von Orbe im Kanton Waadt. Wie auch in

Munzach zu vermuten, ist hier die Darstellung des Wagens dem Verlauf des Bildfeldes angepasst und nach hinten verkürzt. Für die Rekonstruktionszeichnung des Quadrigamosaiks wurde deshalb der seitenverkehrte Solwagen von Orbe als Vorlage genommen.

Die vier Pferde der
«Quadriga» (Mosaik IV).



Das «Quadrigamosaik» lässt sich in zwei verschiedenen Varianten rekonstruieren.

Ob die vier Gespanne um den Kreismittelpunkt rotierten oder wie auf den bekannten Zirkusmosaiken in einem unteren und einem oberen Fries dargestellt waren, bleibt offen. Der Rest eines weiteren Rades vor der Quadriga in der unteren Bildmitte lässt vermuten, dass die weiteren Gespanne

in einem unteren und einem oberen Fries dargestellt und individuell ausgestaltet waren. Munzach ist der einzige Beleg einer Zirkusdarstellung auf einem Mosaik im Gebiet der heutigen Schweiz.

Das zweite figürliche Mosaik von Munzach, das «Pfaumosaik», belegte wahrscheinlich den Boden eines Prunksaals. Auch dieses Mosaik ist leider stark zerstört, da die darunterliegende Hypokaustanlage eingestürzt ist. Es zeigte ursprünglich wohl verschiedene Vögel oder andere Tiere in acht Medaillons. Von diesen figürlichen Darstellungen ist nur noch das Fragment mit dem Schwanz eines Pfau erhalten. Der Pfau galt in römischer Zeit als gutes Omen, denn die vielen Augen der Schwanzfedern schützten vor bösen Blicken.

Ein dritter Teil des Buches geht den Befunden der Mosaiken nach, der Lage der Böden im Haus, der Funktion der Räume und der Beziehung der Muster zur Raumfunktion. Neben der Anpassung der Böden an die Architektur des Raumes wird auch ihre relativchronologische Einordnung behandelt.



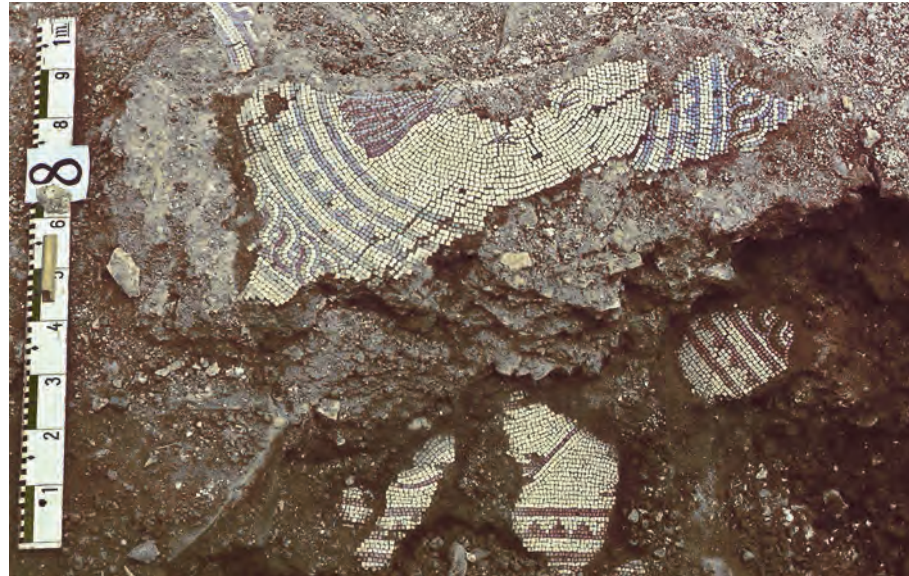
Ein weiteres Kapitel ist den Beobachtungen zur Herstellungstechnik gewidmet. Hier geht es um den Erhaltungszustand, um allfällige Reparaturen, aber auch um metrische Beobachtungen in Zusammenhang mit dem römischen Fussmass. Die Bestimmung des Gesteinsmaterials und die Wahl der Gesteinsfarben runden diesen technischen Teil ab.

Die darauf folgenden Seiten gehen der zeitlichen Stellung der Mosaiken nach. Mosaik VI dürfte im späteren 1. oder früheren 2. Jahrhundert n. Chr. entstanden sein. Die Mosaiken I bis V sind jünger; sie wurden alle gleichzeitig im frühen 3. Jahrhundert n. Chr. verlegt. Die kunsthistorische Einordnung charakterisiert die Stellung der Mosaiken von Munzach im überregionalen Kontext und analysiert ihre Beziehung zu den italischen, gallischen und germanischen Werkstattkreisen. Bestimmte stilistische Merkmale zeigen Beziehungen zu Italien, Südgallien und Germanien, daneben weisen die Mosaiken von Munzach aber auch singuläre

Merkmale wie etwa die Darstellung des Wagenrennens oder ein Mäandermuster auf.

Der Beziehung der Mosaiken von Munzach zu denjenigen von Augusta Raurica ist das letzte Kapitel des Buchs gewidmet. Hier stehen die Fragen

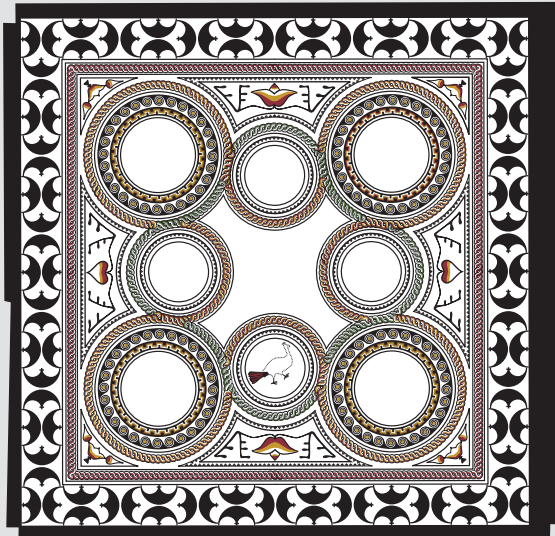
Das «Pfaumosaik» (Mosaik III) war bei der Auffindung durch den Einsturz des Hypokausts leider stark zerstört.



Analog zur Rekonstruktion mit acht Kreisen wäre bei Mosaik III auch eine Variante mit einem neunten inneren Kreis denkbar.

nach einer gemeinsamen Werkstatt und vor allem nach dem Besitzer des Gutshofs von Munzach im Zentrum. Sowohl in der Material- als auch Farbwahl entsprechen die Munzacher Mosaiken denjenigen aus Augusta Raurica. Auch das verwendete Würfelmaterial zeigt petrografisch viele Überein-

stimmungen. Bis auf den hellgrauen Marmor und den grünen Prasinit wurden ausschliesslich einheimische Kalksteine verwendet, die in den Steinbrüchen und Aufschlüssen der Region anstehen. Der Einsatz derselben Farben und Farbkombinationen (rot-gelb und grau-grün) sowohl in Munzach als auch in den Insulae 41/47 von Augst lassen eine Werkstattgleichheit vermuten. Zahlreiche weitere Gründe sprechen für eine nahe Verwandtschaft zwischen Munzach und dem dortigen palastartigen Stadthaus: Die *domus* aus dem frühen 3. Jahrhundert weist mit elf Belegen ebenfalls eine aussergewöhnliche Mosaikausstattung auf. Zudem sind die Böden in benachbarten Räumen genauso teilweise Fuge an Fuge verlegt. Ausserdem gibt es an beiden Orten zwei Mosaiken in Portiken und eines in einem Durchgang – Befunde, die ausser in Munzach im Gebiet der heutigen Schweiz äusserst selten sind. In beiden Mosaikkomplexen wurden gleiche Farben und identisches Gesteinsmaterial in derselben Farbkombination verwendet. Zusätzlich wurden als Zwickelfüllungen gleichartige



Herz- und Glockenblüten ausgeführt. Schliesslich zeigt auch die Vorliebe für die gleichen geometrischen Muster wie Kreuzblüten, Pelten, orthogonales Schachbrett, Zweistrangflechtband und Dreieckband eine enge Verwandtschaft zwischen den Böden aus Munzach und der *domus* in Augusta Raurica. Die Seltenheit des an beiden Orten verwendeten Litzenbands unterstreicht die enge Verbindung.

Es ist deshalb in Erwägung zu ziehen, dass der Gutshofbesitzer von Munzach gleichzeitig auch der Eigentümer des am reichsten mit Mosaiken ausgestatteten Stadthauses von Augusta Raurica war und dass beide Mosaikkomplexe im frühen 3. Jahrhundert von derselben Werkstatt hergestellt wurden, die vielleicht auch das Gladiatorenmosaik aus Augst-Insula 30 verlegt hat. Eine der wohlhabendsten und einflussreichsten Persönlichkeiten der Stadt besass demnach wohl auch die grösste Villa auf dem Land, die er mit viel Kunstgeschmack eingerichtet hatte!

In einer kleinen Sonderausstellung im Museum.BL wird ein Teil der Mosaiken von Munzach für die nächsten beiden Jahre zu sehen sein. Ein Besuch lohnt sich!

Bericht: Debora Schmid

Mosaik VII aus der *domus* in Insulae 41/47 in Augst weist identische Herz- und Glockenblüten wie Mosaik III von Munzach auf.



Neue Münzfunde aus dem Baselbiet – Best of 2016

Hölstein, Pfifferatten.
Zeitgenössische
Fälschung eines Denars
des Kaisers Nerva
(96–98 n. Chr.), Vorder-
und Rückseite. M 2 : 1.

Die Bearbeitung sämtlicher Münzfunde aus dem Kanton Baselland ist ein gemeinsames Projekt der Archäologie Baselland und des Inventars der Fundmünzen der Schweiz, das mit Mitteln des Lotteriefonds und der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel seit 2011 vorangetrieben wird (vgl. Jahresbericht 2012). In diesem Rahmen wer-

den laufend auch die Neufunde bearbeitet, die auf Grabungen oder durch die Prospektionstätigkeit ehrenamtlicher Späher zu Tage treten. Darunter finden sich immer auch einzelne Exemplare oder Ensembles wie die folgenden vier Beispiele, die nicht nur wegen ihres archäologischen Kontextes, sondern auch als numismatische Objekte an sich bemerkenswert sind.

Zunächst ein Denar des Kaisers Nerva (96–98 n. Chr.), den die Späherin Alexandra Benz in der Flur Pfifferatten zwischen Hölstein und Bubendorf gefunden hat: Über die Fundstelle lassen sich keine weiteren Aussagen machen; im gleichen Gebiet fanden sich aber einige römische Bronzemünzen sowie ein römischer Hufschuh. Die kleine Münze besteht fast nur noch aus einer dünnen Silberhülle; vom Kern aus einer Kupferlegierung haben sich lediglich spärliche, stark korrodierte Reste erhalten. Auf der Vorderseite, die ursprünglich das Portrait des Kaisers trug, lassen sich Teile der Umschrift erkennen: IMP NER[VA CAES A]VG P M TR P COS III P P (Imperator Nerva Caesar Augustus, oberster Priester, Inhaber der tribunizischen



(Inv. 30.41.1)

Amtsgewalt, zum dritten Mal Konsul, Vater des Vaterlandes). Die Rückseite ist besser erhalten: Die Umschrift lautet LIB[E]RTAS – PVBLICA; dargestellt ist Libertas, die personifizierte Freiheit, die ein Zepter und die Freiheitsmütze hält.

In ihrem ursprünglichen Zustand hat die Münze ganz unauffällig ausgesehen: wie ein echter, massiver Silberdenar. Damit ist bereits angedeutet, dass es sich um eine zeitgenössische Fälschung handelt, ein Phänomen, das im römischen Alltag bestens bekannt war. Falschmünzen lassen sich weniger genau datieren als ihre echten Vorbilder; wir wissen zunächst nur, dass sie logischerweise nicht früher entstanden sein können. Im vorliegenden Fall wird es sich um ein Erzeugnis des zweiten Jahrhunderts n. Chr. handeln; später waren die möglichen Vorbilder kaum mehr in Umlauf.

Der ehrenamtliche Mitarbeiter Bruno Jagher suchte 2016 die Umgebung der Ruine Fürstenstein grossflächig ab. Dabei entdeckte er etwas entfernt auf einer Fläche von rund 100 Quadratmetern fünf

römische Münzen. Sie stammen ohne Ausnahme aus dem 2. Jahrhundert. Die älteste wurde unter Kaiser Hadrian in den Jahren 125–138 geprägt, die übrigen unter seinem Nachfolger Antoninus Pius (138–161). Angesichts ihrer teils deutlichen Abnutzungsspuren könnten sie allerdings auch erst im dritten Jahrhundert in den Boden gelangt sein. Es

Fürstenstein war im Mittelalter zweimal umkämpft. Heute zeugen nur noch geringe Reste von der einstigen Anlage.



Ettingen, Walental.
Sesterz und As des An-
toninus Pius (138–161)
(links und rechts); As des
Hadrianus (125–138,
Mitte), jeweils Vorder-
und Rückseite, ...

handelt sich trotz des teils beträchtlichen Gewichts um Kleingeld aus Kupferlegierungen: drei Sesterze und zwei Asse (Viertelsesterze) im Gesamtwert von nicht einmal einem Silberdenar. Die Kaufkraft der Münzen war gering, sie entsprach etwa dem halben Tagessold eines einfachen Legionärs im frühen dritten Jahrhundert.

Trotz – oder gerade wegen – ihres bescheidenen Wertes bilden die Münzen ein hochinteressantes archäologisch-historisches Zeugnis. Denn ihre Homogenität, sowohl was die Zeitstellung als auch was die vertretenen Münzeinheiten betrifft, lässt stark vermuten, dass sie ursprünglich eine Einheit bildeten. Ob sie zusammen in den Boden gelangt waren oder einzeln, aber an derselben Stelle und aus denselben Gründen verborgen wurden, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Der eher entlegene Fundort spricht aber gegen die Annahme, dass es sich schlicht um den Inhalt eines in römischer Zeit verlorenen Geldbeutels handelt. In den letzten Jahren ist vielmehr eine andere Fundgattung vermehrt in den Fokus der Forschung gerückt, dies vor allem dank neuer Prospektionsfunde von freiwilligen Spähern: Immer wieder finden sich an abseits scheinenden Stellen ohne feststellbare archäologische Strukturen und meist ohne weitere Begleitfunde Gruppen von Münzen, meist von geringem Wert, die offensichtlich und teils während Jahrhunderten absichtlich deponiert wurden. Wir vermuten, dass es sich dabei um Votivgaben an ganz bestimmten Orten handelt, deren Besonder-



(Inv. 22.37.171–173)

heit sich uns heute aber in der Regel nicht mehr erschliesst. Im Baselbiet sind vergleichbare Funde kürzlich beispielsweise in Zwingen und Liesberg entdeckt worden; aber auch aus anderen Kantonen und in anderen Gegenden des römischen Reiches kennen wir inzwischen vergleichbare Ensembles.

Stutzig macht der Name der Flur, in der die fünf Münzen gefunden wurden: Wal(l)ental. Das Namens-element «walen» ist wie «welsch» meist ein Hinweis auf eine römische Besiedlung des Gebiets. Hat sich hier in der Römerzeit etwas befunden, das zumindest in den Köpfen der Leute bis ins Frühmittelalter Bestand hatte und so der Gegend den Namen gab? Der Fundort scheint topografisch weder für einen Gutshof noch für ein grösseres Heiligtum prädestiniert zu sein (im Gegensatz zum weiter nördlich gelegenen Witterswilerberg; vgl. Jahresbericht 2013). Auch sind in der Flurnamenforschung die Begriffe «walen» und «wallen» oft nicht zu unterscheiden. Letzteres würde einfach auf einen Ort mit einem auffällig sprudelnden Wasser respektive ein gewelltes Gebiet hinweisen. Diese Deutung kommt der Geländeform ziemlich

nahe und ist vorzuziehen – mindestens solange keine weiteren römischen Funde oder Strukturen zum Vorschein kommen.

Bei derselben Prospektion fand Bruno Jagher näher bei der Burg nebst weiteren Objekten einen so genannten Rechenpfennig (s. S. 190–193). Das

... und Sesterzen des Antoninus Pius (138–161) mit Portraits seiner Gattin Faustina I. (links) und seines Nachfolgers Marcus Aurelius (rechts). M 1:1.



(Inv. 22.37.174–175)

Ettingen, bei
Ruine Fürstenstein.
Rechenpfennig des 13.
Jahrhunderts. M 2:1.

münzenähnliche Messingstück mit einem Durchmesser von knapp zwei Zentimetern trägt auf der einen Seite die Aufschrift AVE MARIA GRATIA PLEN(a), auf der anderen AVE MARIA. Die Vorderseite zeigt einen negroiden Kopf, die Rückseite ein Lilienkreuz. Im Originalzustand glänzte das Stück golden. Rechenpfennige dieser Art wur-

den im Mittelalter für die königlich französische Verwaltung hergestellt und kamen in der Finanz-administration zum Einsatz: Beim Rechnen mit Geldbeträgen wurden sie als Stellvertreter auf einem Rechentisch ausgelegt. Das Fürstensteiner Stück stammt aus dem Haushalt der Marguerite de Provence (Königin 1234, gest. 1295), der Gattin des französischen Königs Ludwig IX. (1226–1270). Einige wenige dieser königlich französischen Rechenpfennige fanden ihren Weg in die heutige Romandie. Wie dieses besondere Stück in die Umgebung der Burg Fürstenstein gelangte, muss offen bleiben. Denkbar ist ein Zusammenhang mit den Truppen Katharina von Burgunds, die die Anlage 1412 zerstörten (s. S. 190).

Unter den Prospektionsfunden im Bereich des römischen Gutshofs von Pratteln-Kästeli ist schliesslich ein Münzgewicht zu nennen – wohl der erste solche Bodenfund aus dem Kanton Basel-Landschaft. Das Messingobjekt in der Form eines Pyramidenstumpfes wiegt 12,82 Gramm, ist 7,5 Millimeter dick und misst oben 17 × 16 Millimeter, unten 13 × 13 Millimeter. In die Oberseite ist ein



vereinfachtes Münzbild eingeschlagen, das bekrönte Wappen der Medici mit sechs Kugeln in einem Kornkreis. Die Goldmünzen des Grossherzogtums Toscana unter den Medici trugen in den Jahren 1680–1720 dieses Bild. Die so genannten Due Doppie oder Double pistole d'Italie hatten ein Sollgewicht von 13,17 Gramm. Unser Gewicht ist etwas zu leicht, allerdings ist die Oberfläche korrodiert und stellenweise abgeplatzt, ursprünglich war das Gewicht also etwas schwerer und dürfte dem Sollgewicht entsprochen haben. Auf der Rückseite ist oben und unten das Gewicht eingepunzt: X D VIII, also 10 Deniers 8 Grains. In der Mitte sind zwei Buchstaben unter einer Krone eingeschlagen: IR steht für den Münzwaagenmacher Jean Robert aus Lyon, tätig 1668–1705, oder für dessen gleichnamigen Sohn oder Enkel, tätig 1772–1776. Auf dem Neufund fehlt allerdings die Prüfmarke der Stadt Lyon.

Unser Münzgewicht lag ursprünglich zusammen mit solchen für weitere gängige Goldmünzensorten und dem zugehörigen Waagbalken mit zwei Schalen in einer hölzernen Lade. Mit solchen Sets

konnten Geldwechsler und Kaufleute die höchst unterschiedlichen Goldmünzen aus halb Europa kontrollieren, die in unserer Gegend umliefen.

Bericht: Rahel C. Ackermann und Markus Peter, Inventar der Fundmünzen der Schweiz IFS, Bern; Andreas Fischer

Pratteln, Kästeliweg.
Münzgewicht des
17./18. Jahrhunderts.
M 2:1.



MuttENZ-Wartenberg – nun auch neu ausgestellt

Schwerstarbeit: Ein Architekturstück wird in die Ausstellung hochgetragen (Barbara Rebmann).

Der Wartenberg bei MuttENZ gehört zu den Stammgästen im Jahresbericht der Archäologie Baselland. Dies liegt nicht nur an der grossen Dichte der archäologischen Befunde auf diesem Höhenrücken mit seinen drei Burgen. Massgeblich daran beteiligt ist auch die Gesellschaft pro War-

tenberg – mit ihren wohl bald 1000 Mitgliedern einer der grössten Burgenvereine der Schweiz. Sie gibt mit ihren Projekten immer wieder Anstoss für archäologische Untersuchungen oder Vermittlungsangebote. 2016 ist nun eine weitere Institution dazu gestossen: Das Ortsmuseum MuttENZ richtete mit viel Freiwilligenarbeit und der Unterstützung der schon erwähnten Gesellschaft pro Wartenberg sowie der Bürgergemeinde eine kleine aber feine neue Dauerausstellung zur Geschichte des Wartenbergs ein. Die Archäologie Baselland leistete fachliche Unterstützung für Form und Inhalt der Schau.

Zur Verfügung standen drei grosse Vitrinen im Eingangsbereich des Museums. Was lag näher als jeder Burg, der Vorderen, Mittleren und Hinteren,



je einen Glaskasten zu widmen? Der obere Bereich zeigt jeweils die aktuelle Rekonstruktionszeichnung (vgl. Jahresbericht 2015, 156–161). Im mittleren und unteren Bereich der Vitrinen finden sich Objekte und Modelle, die je ein spezielles Thema vertiefen: die lange Geschichte des Höhenzuges, die ausserordentliche Dichte der Burgen in der Nordwestschweiz, die romantische Verklärung des Mittelalters, die Schwierigkeiten einer Rekonstruktion, die Welt des Burgadels sowie die aufwändige Bauplastik. Übertagt wird das Ganze von einem grossen Panorama des Wartenbergs mit seinen Burgen.

So entstand in der durch den vorgegebenen Raum gebotenen Kürze eine informative Ausstellung, die einen Besuch mehr als rechtfertigt. Geöffnet ist

das Ortsgemuseum Muttenz jeweils am letzten Sonntag des Monats von 14–17 Uhr, für Gruppen und Schulklassen auf Anfrage.

Bericht: Andreas Fischer

Die fertig eingerichteten Vitrinen im Ortsgemuseum (Beat Zimmermann).



Der Blick nach draussen: Fensterverglasung auf Burgen

Die Flachglasfunde des 11. Jahrhunderts von der Burg Altenberg (vgl. Jahresbericht 2013, S. 166–169).
M 1:1.

Im Rahmen eines internationalen Symposiums zur Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Glashütten Europas im Mai 2016 in Baiersbrunn im Schwarzwald ging der Schreibende der Frage nach, wann auf den Burgen des südlichen Hinterlands von Basel die Verwendung von Glas-

fenstern einsetzt, wo Glasscheiben zum Einsatz kamen und wo sie hergestellt worden sein könnten.

Zunächst wurde festgestellt, dass bis ins 14. Jahrhundert und möglicherweise auch darüber hinaus manche Burgen gar keine Glasfenster besaßen und auch bei den übrigen nicht alle Fensteröffnungen mit Glas verschlossen waren. Wie Beispiele auf Neu-Schauenburg und am mutmasslichen Palas von Bischofstein zeigen, können selbst aufwendig gestaltete Fenster keine Verglasung gehabt haben.

Neben diesen Negativbefunden gibt es eine Reihe belegter Glasfenster. Auf der frühen Adelsburg Altenberg ob Füllinsdorf, die um 1000 erbaut und in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aufgegeben wurde, fanden sich sechs Fragmente von Flachgläsern, die «mit grosser Wahrscheinlichkeit» als Überreste von Fensterverglasungen interpretiert werden. Drei Fragmente bestehen aus hellgrünem Glas, eine zweite Gruppe zeigt heute an der korrodierten Oberfläche eine braunschwarze Glasmasse mit gelbbraunem Kern. Anhaltspunkte dafür, wo



die mit Glasscheiben ausgestatteten Fenster lagen, gibt es nicht. In Frage kommen der Wohnturm und ein als Palas angesprochenes Gebäude.

Nach aktuellem Forschungsstand ist dies ein ausserordentlich früher Befund. Im Elsass mit seinem grossen Bestand an gut ausgestatteten Burgen ist Fensterverglasung erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts belegt. In Graubünden scheinen Glasfenster sogar erst im 14. Jahrhundert aufzukommen und anfänglich nur für ganzjährig genutzte Wohnräume.

Auf der Feste Bischofstein bei Sissach, wo die Fenster des als Palas angesprochenen Gebäudes nicht verglast waren, fanden sich im südöstlichen Burggraben Gewändeteile von drei doppelten Lanzettfenstern sowie eines einzelnen Spitzbogenfensters. Aufgrund der Fundsituation werden sie einem als «Saalgebäude» bezeichneten Bau zugewiesen. Zusammen mit den Architekturstücken wurden über 60 Fragmente von grünem, hellblauem, blauem, violetterem, hellbraunem, rotem und rosa Fenster-

glas geborgen, die offensichtlich dazu gehörten. Einige Glasfragmente zeigen Reste von schwarzen Umrisszeichnungen, die wohl mit Schwarzlot ausgeführt wurden. Während bei der Mehrzahl der Stücke die Motive nicht zu identifizieren sind, sind auf fünf Fragmenten aus blasig bräunlichem Glas

**Fragment eines
Fensterglases vom
Saalgebäude von
Bischofstein mit
aufgemaltem Kopf.
M 1:1.**



Fragmente von Fenstergläsern vom Saalgebäudes von Bischofstein mit aufgemalten Händen.
M 1:1.

einmal ein lockiger Kopf und dreimal eine Hand mit leicht gespreizten Fingern zu erkennen. Bei zwei blauen Gläsern ist die Zeichnung nicht sicher zu identifizieren, möglicherweise könnte es sich um Gewandfalten handeln. Ein rautenförmiges Fragment besteht aus blassblauer Glasmasse mit

einem gelben Überzug und zeigt einen schwarzen Rahmen um eine Raute mit jeweils einem nach innen gerichteten Strich an jeder Seite, was ein Kreuzblatt ergibt. Anhand von Parallelen in der Glas-, aber auch der Wand- und Buchmalerei, datieren die Scherben in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Einen direkten Vergleich bieten die Fenster der knapp 40 Kilometer entfernten Klosterkirche in Königsfelden bei Brugg, Kt. Aargau, die als herausragende Werke der europäischen Glasmalerei gelten. Auf Grund der Motive ist anzunehmen, dass die Scheiben von den Fenstern der Bischofsteiner Burgkapelle stammen, die sich in besagtem Saalgebäude befand. Da lediglich der Grundriss des Gebäudes erfasst ist, ermöglicht der Baubefund hierzu keine Aussagen.

Auch auf der Frohbürg oberhalb von Trimbach (Kt. Solothurn) fanden sich blau-grüne und braunviolette Flachglas-Fragmente in einer Siedlungsschicht, die ins frühe 14. Jahrhundert datiert wird. Bei zweien waren Reste einer Schwarzlotbemalung in Form eines Kreuzstabes und einer stilisierten Blume sowie eines Palmettendekors erhalten.



Neben den archäologischen Befunden gibt es auch eine Reihe von Schriftquellen zur Verwendung von Fensterglas. In mittelalterlichen Berichten über Bauvorgänge werden Glashandwerker im Gegensatz zu den Maurern, Steinmetzen, Zimmerleuten oder Schmieden jedoch nur selten genannt. Und wenn dies doch der Fall ist, wird deren konkrete Tätigkeit – Herstellung oder Zurechtschneiden von Glasscheiben – nur in Ausnahmefällen angegeben. Im Untersuchungsgebiet sind zahlreiche Aufträge und Rechnungen für Glaserarbeiten von jenen Burgen überliefert, die als Vogtsitze dienten und in der frühen Neuzeit instandgesetzt oder ausgebaut wurden. Wenn auch in den meisten Quellen nur generell von Glaserarbeiten die Rede ist und man nicht erfährt, was konkret gemacht wurde, so sind einige wenige Schriftstücke doch recht informativ.

So ist beispielsweise von der bischöflichen Burg Birseck in Arlesheim aus den Jahren zwischen 1437 und 1439 der Auftrag an den Glaser Peter von Koblenz bezeugt, für die grosse Stube sechs Fens-

ter mit Ruten herzustellen. Weiterhin sollten dort Scheiben mit den Wappen der Familie des Fürstbischofs Friedrich zu Rhein und des Hochstiftes, dem Baslerstab, bemalt werden. Vergleichbare Vergabungen oder entsprechende Rechnungen sind auch von anderen Burgen überliefert. Die zu-

Kloster Königfelden, Kt. Aargau, Franziskusfenster. Die bemalten Glasfragmente vom Bischofstein zeigen deutliche Parallelen.



**Bischofstein, Bleiruten
der Fenster des
Saalgebäudes. Breite
etwa 17 Zentimeter.**

gehörigen Fenster sind jedoch heute nicht mehr erhalten, so dass wir nicht wissen, wie sie aussahen.

Von zahlreichen Pfalzen, Klöstern und Kirchen gibt es seit karolingischer Zeit Hinweise auf die Herstellung von Glas auf den Baustellen. Dies ist

bei den hier betrachteten Burgen jedoch nicht der Fall. Sie liegen zwar in waldreichen Gegenden, jedoch vielfach in sehr exponierten Lagen, was das Herantransportieren der Rohstoffe und den Betrieb eines Glasofens stark erschwert hätte. Auch mag der Aufwand für den Bau von Öfen, in denen die für die Herstellung erforderlichen Temperaturen erreicht worden wären, für vergleichsweise wenige Fenster zu aufwändig gewesen sein. Es ist aber mit der Möglichkeit zu rechnen, dass andernorts hergestelltes Glas vor Ort wieder aufgeschmolzen und zu Scheiben verarbeitet wurde, wie das auch anderswo angenommen wird. Auf drei der Burgen im hier betrachteten Raum – Altenberg, Alt-Thierstein und Bischofstein – gibt es vage Hinweise auf die Verarbeitung von Glasmasse, wobei ein überzeugender Nachweis für das Aufschmelzen und die Herstellung von Scheiben auf den Burgen aber noch aussteht.

Abgesehen davon, ob die Flachgläser nun vor Ort oder anderswo hergestellt wurden, stellt sich die Frage nach den Produktionsorten der Glasmasse.



Im Jura ist im Einzugsbereich der hier betrachteten Burgen keine mittelalterliche Glashütte bekannt. Deshalb ist davon auszugehen, dass das Material für die Fensterscheiben dieser Burgen aus dem Schwarzwald stammt, wo seit dem 12. Jahrhundert über 200 Hüttenstandorte nachgewiesen sind oder vermutet werden. Vermutlich wurde dort hauptsächlich Rohglas produziert, das man auf den Baustellen zu Fensterscheiben verarbeitete.

Noch im 15. und im 16. Jahrhundert war es für Reisende erwähnenswert, dass Gebäude in der Stadt Basel und auch Häuser auf dem Land Glasfenster besaßen, was zeigt, dass Verglasungen zu dieser Zeit noch etwas Besonderes waren. Wenn der französische Reisende Michel de Montaigne in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allerdings die nächtliche Kälte in den Unterkünften der Basler Gasthäuser beklagt und dies auf fehlende Fensterläden zurückführt, zeigt dies, dass dort entweder die Glasfenster nicht ausreichten, die Kälte abzuhalten, oder es gar keine Verglasung gab und die Fenster nicht verschliessbar waren. Das heisst,

bis ins 16. Jahrhundert waren Glasfenster in der Stadt Basel keine Selbstverständlichkeit, was sicher auch auf die Burgen zu übertragen ist.

Bericht: Michael Schmaedecke

Bischofstein, die rekonstruierten Fenster des Palas. Da hier kein Flachglas gefunden wurde, waren die Fenster wohl unverglast.



Enttarnt – ein rätselhaftes Metallobjekt aus der Umgebung der Burg Fürstenstein

Die drei Fundstücke aus der Umgebung der Burg Fürstenstein ähneln sich in der Machart und gehören zweifelsohne zusammen. M 1:3.

Im vergangenen Jahr prospektierte der ehrenamtliche «Späher» Bruno Jagher die Umgebung der Ruine Fürstenstein bei Ettingen mit dem Metall-detektor. Aus chronikalischer Überlieferung weiss man, dass die Burg 1308 in den Wirren zwischen habsburgischen und bischöflichen Parteigängern belagert wurde. Während dieser Konflikt mit der

Ermordung König Albrechts ein abruptes Ende fand, wurde die Anlage nach erneuter Belagerung 1412 durch Truppen Basels und der Herzogin Katharina von Burgunds schliesslich zerstört und zerfiel danach zur Ruine.

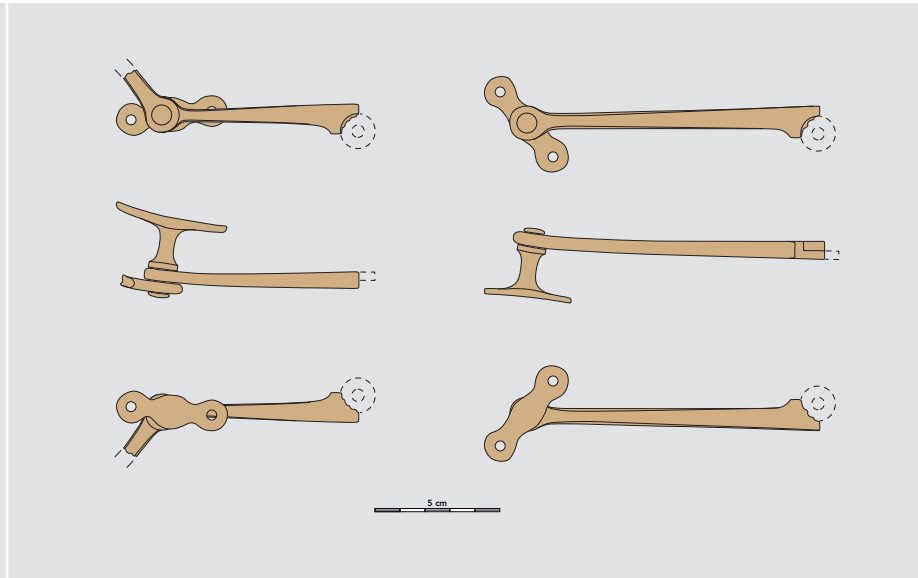
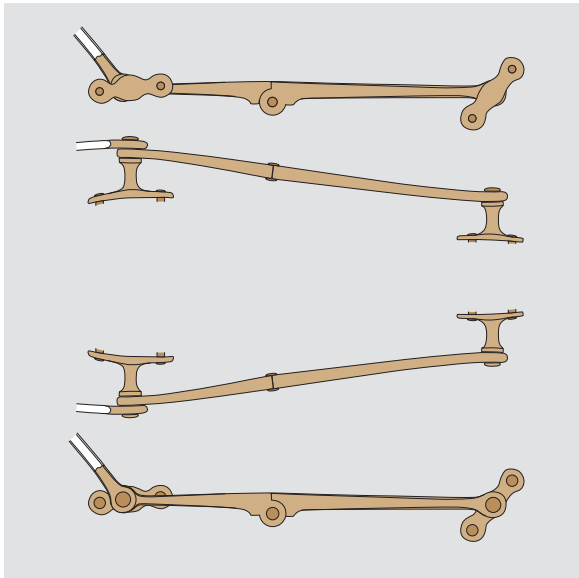
Die kriegerischen Auseinandersetzungen haben sich unerwartet klar im Fundmaterial niedergeschlagen: Über 120 zum grössten Teil am südlichen Gegenhang gefundene Armbrustbolzen, aber auch vereinzelte Fragmente grösserer Klingen, zwei Ortbänder oder ein Krähenfuss sprechen eine deutliche Sprache. Leider sind die eisernen Geschosspitzen mit Tülle, Weidenblattform und rhombischem Querschnitt beim aktuellen Kenntnisstand nicht genauer datierbar, so dass die Funde derzeit nicht mit Sicherheit dem einen oder dem anderen Ereignis zuzuweisen sind. Wahrscheinlicher ist ein Zusammenhang mit der endgültigen Zerstörung von 1412. Nicht zuletzt weist ein seltener französischer Rechenpfennig in diese Richtung beziehungsweise in das Umfeld der burgundischen Truppen der Herzogin (s. S. 179–181).



Mitten unter den über 400 Metallgegenständen fanden sich drei stangenartige Fragmente, die ohne Zweifel – wohl mit weiteren, heute verlorenen Stücken – zusammen gehören. Ihre aussergewöhnliche Qualität offenbart sich nicht nur in der sorgfältigen Ausformung und Oberflächenbearbeitung, sondern auch in der guten Erhaltung.

Die drei stangenförmigen Stücke besitzen auf der einen, leicht verbreiterten Seite eine aufwendige Scharnierkonstruktion, bestehend aus einer runden Dreiviertelseibe, die mit dem Gegenstück zusammen ein sehr präzisiertes, um 180 Grad drehbares Gelenk ergibt. Die so verbundenen Teile lassen sich somit ganz zusammenklappen und arre-

Die Zeichnung je eines kurzen und eines langen Stücks offenbart Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Links ein Rekonstruktionsversuch.



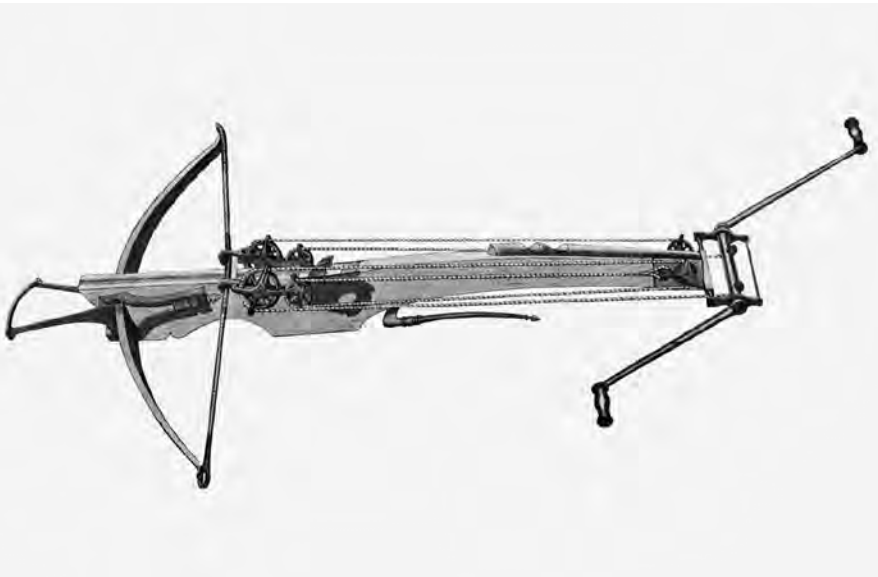
Armbrustspanner mit
Seilwinde, 16./17. Jahr-
hundert (Harmuth,
Die Armbrust, 1975,
Abb. 103).

tieren in einer exakten Geraden. Am anderen Ende schliessen die Stangen in einer gerundeten Scheibe, in der ein T-förmiges Zwischenstück vernietet ist. Die Konstruktion und die unterschiedliche Ausrichtung dieser T-Stücke lässt darauf schliessen, dass sie ursprünglich drehbar waren. Ihre propellerförmigen Endstücke weisen je zwei Löcher

für eine Fixierung auf, die sich zum Teil in Form von Resten von Eisennieten erhalten hat.

Bei genauer Betrachtung zeigt sich, dass die beiden kürzeren Stäbe axialsymmetrisch sind und am Ende mit dem T-Stück aussen den Rest einer weiteren, leicht gekrümmten Stange aufweisen. Zweifellos besass auch der längere Stab, dem diese zusätzliche Stange fehlt, ein symmetrisch gestaltetes Gegenstück. Und noch etwas fällt auf: Weder die Grundform der Stäbe, die Winkel der T-Stücke noch die propellerförmigen Nietplatten sind exakt eben und rechtwinklig. In der Aufsicht zeigt sich bei symmetrischer Ergänzung vielmehr, dass die kürzeren Stücke mit ihren Nietplatten ein breiteres Stück umschlossen als die längeren.

Wozu diente das eigenartige Gerät, das hier nur in Einzelteilen überliefert ist? In Anbetracht des Kontexts galt eine erste Recherche dem spätmittelalterlichen Kriegswesen. In der Tat finden sich ganz ähnlich ausgestaltetes Gestänge mit propellerartigen Querstücken im Umkreis von Winden, die ab dem 15./16. Jahrhundert zum Einsatz ka-



men, um die immer kräftigeren Armbrustbögen zu spannen. Doch die Details stimmen nicht überein, die Stäbe scheinen zu zierlich, und derart aufwendige Gelenke kommen dort auch nicht vor. Auch als Pferdetränse, wie von einigen Kollegen vorgeschlagen, lässt sich das Ding eindeutig nicht rekonstruieren. Deutet die anatomisch anmutende Ausformung darauf hin, dass das Gerät womöglich einen Körperteil, beispielsweise ein lädiertes Ellbogen- oder Kniegelenk, zu stützen hatte? Auch das wäre in Verbindung mit Kriegshandlungen denkbar, aber wozu dann die T-Stücke?

Die befragte Kollegenschaft im In- und Ausland teilte die Ratlosigkeit des Schreibenden. Auf die Sprünge verhalf der Forschung schliesslich der Goldschmied Daniel Chiquet: Mit Verweis auf einen eigenen Fund, den er vor Jahren in der Birs gemacht hatte, stellte er die Verbindung zu frühen Kinderwagen des ausgehenden 19. Jahrhunderts her. In der Tat finden sich dort unter den ältesten Nachweisen mit Haubenverdeck analoge Klappscharniere. Die Verwendung erklärt die aufwendige Konstruktionsweise und die Asymmetrien.

Die zusätzliche Stange erleichterte als Griff das Zuklappen. Schon in wenig jüngeren Modellen verlor sich die aufwendige Machart und machte billiger zu produzierenden Lösungen Platz.

Bericht: Reto Marti, mit Dank an Daniel Chiquet, Allschwil, für den wegweisenden Tipp

Des Rätsels Lösung: seitliches Klappscharnier am Verdeck eines Kinderwagens aus dem späteren 19. Jahrhundert (Sworders Fine Art Auctioneers).



Leihgaben

**In prominenter Runde
im Schweizerischen
Nationalmuseum:
der latènezeitliche
Mühlstein aus Dittingen
(Schweizerisches
Nationalmuseum)**

- Schweizerisches Nationalmuseum, Landesmuseum Zürich, Dauerausstellung «Archäologie Schweiz»: Mühlstein aus Rotliegend Brekzie von Dittingen.
- Musées de Pully, Villa romaine, Ausstellung zur römischen Wandmalerei: Fragmente von be-

maltem Wandverputz mit der Darstellung einer Muschel respektive eines Fischkopfes von der römischen Villa Hölstein-Hinterbohl.

- Musée d'art et d'histoire Genève, Ausstellung «Châteaux forts et chevaliers – Genève et la Savoie au XIV^e siècle»: Puppe von der Burg Alt-Schauenburg in Frenkendorf und Spielstein von der Burg Altenberg in Füllinsdorf.

- Kantonsarchäologie Zürich, Dübendorf, Fachkolloquium zur früh- und hochmittelalterlichen Keramik von Elgg, Oberwinterthur und Andelfingen: früh- und hochmittelalterliche Keramik aus den Siedlungsgrabungen von Lausen-Bettenach und Reinach-Brunngasse, Ofenkacheln des 10. Jahrhunderts aus Lausen-Gartenweg.



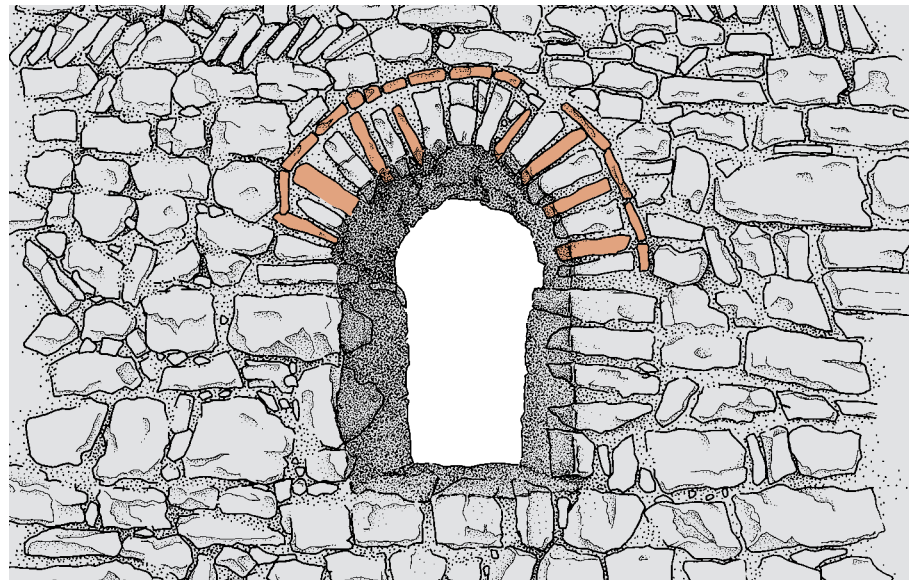
Publikationen

- Andreas Fischer/Cédric Grezet, Eine Geschichte mit Lücke – Von den frühen Militärlagern zum zivilen Quartier in Augusta Raurica. In: Gerald Grabherr et al. (Hrsg.), Der Übergang vom Militärlager zur Zivilsiedlung (Akten int. Symposium Innsbruck 2014). IKARUS 10 (Innsbruck 2016) 68–92.
- Reto Marti, Bennwil, Kirche (St. Martin?). In: Katarina Papajanni/Judith Ley (Hrsg.), Karolingerzeitliche Mauertechnik in Deutschland und in der Schweiz (Regensburg 2016) 314–317.
- Reto Marti/Thomas Meier (Hrsg.), Max Martin – Kleine Schriften. 5 Bde in Kleinauflage (Heidelberg/Liestal 2016).
- Michael Schmaedecke, Wohntürme auf unregelmässigem Grundriss. Neue Ergebnisse zu einem Burgentyp in der Nordwestschweiz. Château Gaillard 27 (Caen 2016) 253–262.
- Michael Schmaedecke, Rudolf N. Meyer, Die Burgstelle Schanz in Waldenburg. Erinnerungen aus der Zeit um 1950 und archäologischer Befund. Baselpieter Heimatblätter 81, 2016, 69–76.
- Michael Schmaedecke, Burgruinen als schützenswerte Lebensräume für Tiere und Mass-

nahmen zu deren Erhaltung. Beispiele aus der Nordwestschweiz. Forschungen zu Burgen und Schlössern 16 (Petersberg 2016) 44–53.

- Debora Schmid, Luxus auf dem Land. Die römischen Mosaiken von Munzach. Schriften der Archäologie Baselland 52 (Basel 2016).

In prominentem Buch zu karolingischer Mauertechnik: Teile der Kirche von Bennwil, so auch dieses kleine Fenster, sind rund 1200 Jahre alt.



Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, Muttenz, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil) Hortfunde (Münzschatz von Füllinsdorf)
200			
400	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (Muttenz-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (Muttenz-Hard, Pratteln)
600			
800	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, Muttenz ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1000			
1500			
2000			
3000	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hogue-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silixabbau (Lampenberg-Stälzler)
5500	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften Fundzunahme	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
7000			
10 000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silix und Geröll Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung im Spätpaläolithikum (ab 12 600 v. Chr.)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach-Mausacker) Freilandstation (Muttenz-Rütihard) Silixgewinnung (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
50 000			
100 000			
150 000			
300 000			
600 000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...) Aussiedlerhöfe</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Aufhebung Flurzwang (-1829), Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Zunahme des Steinbaus, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618–1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buis, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888–1032)</p>	Frühmittelalter	1000 800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

